Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G.m.b.H.

Herausgeber: : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahre: Argentinien 1½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. A.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 15 Goldpfennige. Anzeigenpreis nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

FOLGE DEM LICHT NUTZE DIE KRAFT!

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Amt Nollendorf No. 6224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36 661; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. Dezember 1923. - - - Nr. 24/42 des 2. Jahrgangs.

Weihnachtsglaube

Da sind nun wieder die Weihnachtstage. Die von Schneeflocken durchwirbelte Heilige Nacht, Tannenbaum, Lichterglanz und Weihnachtsglocken. Die alten Weihnachtslieder noch, die wir bereits als Kinder mit diesem großen zugleich gläubigen und freudigen, so erregenden Gefühl sangen. Und noch immer die Verkündigung „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Aber wenn auch noch die alten Bräuche leben, so lebt doch nicht mehr die alte Stimmung und Freude, die Heimlichkeit und Innigkeit, die dieses Fest vor allen anderen auszeichnete. Mag sein, daß diese Festtagsfreude noch in den Ländern lebt und vorhanden ist, die aus dem Kriege glücklich als die Sieger hervorgegangen sind, die nicht unter den Lasten und Ketten eines Friedensvertrages seufzen, die nicht die Schrecken eines Bürgerkrieges erlebt haben oder gar noch erleben — mag sein, daß in diesen Ländern noch oder wieder die alte Feiertagsfröhlichkeit herrscht. Wir im Herzen Europas können's nicht. Erdrückt von den Lasten des Alltags, der Sorge um das tägliche Brot, in der Zeit einer furchtbaren Arbeitslosigkeit, zerrieben durch politische Kämpfe und Niederlagen eine fast hoffnungslose Aussicht in eine dunkle Zukunft, lassen uns nur noch den Versuch machen, dieses unser schönstes Fest wirklich zu feiern. Aber so sehr wir uns auch bemühen, den alten Ton zu finden — es will uns gar zu schwer gelingen.

Gerade in diesen Weihnachtstagen, die nicht materielle, sondern seelische Kräfte von uns fordern, stellen wir mit Bangen fest, daß unsere seelische Spannkraft unter den zahllosen Enttäuschungen von bald einem Jahrzehnt geschwunden ist. Zu oft ward unser Glaube zerstört, unsere Hoffnungen zerschlagen. Und an Stelle des Glaubens ist uns nur der inbrünstige Wunsch der Weihnachtsverkündigung geblieben „Friede auf Erden".

Wohl an keinem anderen Tage ist der Mensch so geneigt, rückwärts zu schauen in die vergangenen Jahre wie am Weihnachtsabend. Und wer wollte sich da nicht der Kinderfreuden am Weihnachtstage erinnern, des strahlenden Weihnachtsbaumes, der Tische voller Gaben und der Herzen voller Jubel. Wenn uns diese Stimmung heute nicht mehr oder nur schlecht gelingen will, so nicht nur weil unsere seelische Kraft am Ende ist, sondern auch weil wir, oder, sagen wir besser, die große Masse des deutschen Volkes darben und entbehren. Und am meisten entbehren gerade an diesem Tage, der früher das Fest der Kinder war, die Kinder. Da gibt es keine dieser schönen Spielsachen, keine Schaukelpferde oder Eisenbahnen, keine Bleisoldaten und Puppen oder was sonst ein Kinderherz erfreut. Längst notwendige Sachen liegen auf dem spärlichen Gabentisch, ein Paar Strümpfe, ein neues Hemd oder was der praktischen Dinge mehr sind. Die Honigkuchenberge und die Teller voll Äepfel und Nüsse sind beängstigend zusammengeschrumpft und heut steht für die ganze Familie meist weniger da als früher ein jeder allein auf seinem Platze vorsand.

Nun gut. Wir wissen, daß Deutschland die Erhaltung seiner Jugend überhaupt nur der weitgehendsten Hilfe warmherziger Ausländer und Auslanddeutscher verdankt. Wir bemerken nur gerade an diesem Tage mehr die Beschränkung und Not. Und kommen auch nicht an der Frage vorbei, ob von denjenigen, die die Mittel dazu hätten, genügend getan wird, um der Not der Jugend — und der fast verhungernden Alten — zu steuern. Und wir glauben, diese Frage eher verneinen zu müssen. Gerade an diesem Tage bemerken wir es bitterer als sonst, daß der Besitz oft nicht die einfachsten seiner Verpflichtungen erfüllt.

„Und Frieden auf Erden" läuten da die Weihnachtsglocken in Stadt und Land. Sollt's uns wie ein Hohn klingen oder wie eine Hoffnung? Sollen wir glauben an diese Verkündigung, die nun seit jenen Augusttagen von 1914 schon zum zehnten Mal mit einer ganz besonderen Bedeutung zu uns spricht und unser täglicher Wunsch geworden ist? Können wir es, da wir mehr als zweieinhalbtausend Stammesbrüder, die nichts anderes als ihre Pflicht gegen das Vaterland taten, in französischen Gefängnissen wissen? Da unzählige unter den Zehntausenden, die von den Franzosen von Heim und Arbeitsstätte, vom Erbe der Väter und dem eigenen Besitz vertrieben wurden, Freunde und Angehörige haben? Da in diesen Tagen das Deutsche Reich, dessen Größe wir gesehen, dessen machtvoller Begriff in uns lebt, zu zerfallen droht?

Aber wir schauen nun nicht nur mehr rückwärts, mag dem einen oder anderen die Vergangenheit auch noch so schön erscheinen; wir schauen nicht nur in die Gegenwart mit all ihren Bedrängnissen, sondern der Glaube an die Zukunft, der schon von dem Stern in Bethlehem ausging, ersteht und aus der Hoffnung erwächst uns der Wille:

Langsam mahlen die Mühlen und schwer
Doch es sinnen und sorgen die Knechte, —
Scheuern sind leer, doch der Knechte sind mehr,
Geheimnisvoll spinnen die Mächte.
Die Stunde heißt Fron und das Jahr heißt Fron,
Aber es reibt sich Sohn an Sohn —
Einst kommt der Tag! . . .

Russischer Brief

O. E. Moskau, Anfang Dezember.

Verbot einer Arbeiteropposition. — Theater und Film im Dienst der Sowjets. — Neues aus Wissenschaft und Kunst.

Die neue Wirtschaftspolitik der Sowjets, die vor zwei Jahren den Privathandel bis zu einem gewissen Grade freigab, hatte in der Kommunistischen Partei bis in die höchsten Spitzen zwei verschiedene Lager gebildet: für und gegen die neue Politik. Der Streit nahm mitunter sehr scharfe Formen an. Zu den geschworensten Feinden der neuen Wirtschaftspolitik (Nep) gehörten die Mitglieder einer Parteigruppe unter der Führung Mjasnikows und Kusnezows. Neuerdings ist insofern eine teilweise Klärung eingetreten, als die Zentral-Kontrollkommission der Partei 12 Mitglieder der Partei wegen Zugehörigkeit zur sogenannten Arbeiteropposition ausgeschlossen hat. Es handelt sich um die Führer der linksradikalen syndikalistisch gerichteten Gruppe, die schon im Frühjahr 1922 durch Parteibeschluß offiziell aufgelöst worden war. Obgleich damals Mjasnikow und Kusnezow bereits aus der Partei ausgestoßen wurden und jede weitere Fraktionsbildung streng untersagt und mit schweren Strafen bedroht wurde, setzte die Gruppe ihre Arbeit, wie aus mancherlei für die Partei unbequemen Angaben zu entnehmen war, insgeheim fort. Die Gruppe erhebt gegen die herrschende Richtung der Partei die Anklage, daß diese durch die von ihr als Regierungspartei eingeschlagene neue Wirtschaftspolitik die eigentlich proletarischen Interessen preisgegeben habe und den Gewerkschaften nicht diejenige entscheidende Rolle einräume, die ihnen in einem proletarischen Staatsleben zukäme. Schon die einschlägigen Verhandlungen des letzten Parteikongresses im April d. J. hatten erkennen lassen, daß diese Gegensätze innerhalb der Partei zu einer Entscheidung drängten.

In der politischen Propaganda nehmen die Sowjets den Film und das Theater besonders stark in Anspruch. Jedoch auch im Kampfe gegen die Religion. So ist z. B. soeben in Moskau ein besonderes „Atheistisches Theater" für Propaganda gegen Kirche und Religion gegründet worden. Der erste Versuch, der mit dem zu diesem Zweck gedichteten und aufgeführten Drama „Der Priester Tarquinius" gemacht wurde, erfährt von der Sowjetpresse eine vernichtende Kritik. Das Ganze sei nur eine Aneinanderreihung von Dialogen, die eine Wiedergabe bekannter Leitartikelmotive enthalten; ebenso langweilig wirke das Spiel der Darsteller. Die propagandistische Wirkung sei verfehlt. Seit einigen Tagen wird ferner ein Film mit dem Titel „Das diplomatische Geheimnis" vorgeführt, dem die Presse als dem ersten im Auftrage der staatlichen Filmdirektion hergestellten großen Kinodrama eingehende Besprechungen widmet. Die Handlung ist in ein orientalisches Land verlegt und zeigt einen Sieg der Sowjetideen im Kampf mit Intrigen von Entente-Diplomaten. Die Kritik ist nur teilweise zufrieden und rügt die Versuche, mit dem amerikanischen Film im Abenteuerlichen zu wetteifern; das Sowjet-Kino müsse, einem Aufsatz Trotzkis zufolge, „der Ablenkung der Massen von Kirche und Kneipe dienen" und dazu seien Bilder aus dem Volksleben, Landschaften usw. geeigneter als Sensationen. Weit mehr Lob spenden die Blätter dem vom staatlichen Filmamt der Sowjetrepublik Georgien hergestellten Film „Die roten Teufelskinder", in welchem Kämpfe der Roten Armee gezeigt werden und die Entwicklung einiger Bauernkinder zu begeisterten Anhängern des Sowjetregimes den Kern der Handlung bildet. Bei der Herstellung dieses Films haben Truppenteile der Roten Armee mitgewirkt.

Aneinandergereiht seien noch einige Mitteilungen aus den Gebieten der Altertumswissenschaft, der ethnographischen Forschungen und der Kunst. Vor einigen Tagen brach der Fußboden in der Peter-Paul-Kirche in Moskau durch. Bei den Aufräumungsarbeiten entdeckte man unter der Kirche ein Grabgewölbe und vier Särge. Die Verzierungen der Särge und die Bekleidung der Skelette in ihnen, besonders das gut erhaltene goldgestickte Kleid eines kleinen Mädchens, haben einen hohen Kunstwert. Bemerkenswert ist eine Tonvase mit Malereien aus der Zeit Peters des Großen. Alle diese Gegenstände sind dem historischen Museum überwiesen worden.

In der Umgegend von Rostow a. Don hat eine von dem Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften Jesimento geleitete archäologische Expedition bei Ausgrabungen die Reste römischer Ansiedlungen aus den beiden ersten vorchristlichen Jahrhunderten entdeckt. Bemerkenswerte keramische Funde sind bereits von dort nach Petersburg geschickt worden. Im osseitinischen Gebiet im Kaukasus hat dieselbe Expedition heidnische Tempel aus dem 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt aufgefunden.

Im ehemals kaiserlichen Eremitage-Museum in Petersburg findet zurzeit eine Ausstellung von Erzeugnissen des Kunstgewerbes, und zwar von Spitzen, Spiegeln, Tabaksdosen, Uhren und Siegelringen statt. Unter den ausgestellten Gegenständen befinden sich u. a. ein Spitzenbett der Königin Marie Antoinette, französische und flämische Spitzenarbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, deutsche, spanische und französische Tabaksdosen aus demselben Zeitalter, altvenezianische Spiegel und persische und arabische Siegelringe. Das von Katharina II. erbaute später zum Museum umgewandelte Eremitage-Palais ist von der Sowjetregierung dem Bildungskommissariat unterstellt worden.

In Wladiwostok ist die von Professor Polewoj geleitete russische Kamtschatka-Expedition nach langer Abwesenheit wieder eingetroffen. Die Expedition hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Das rauhe Klima und die Beschaffenheit des Landes machten ein nur langsames Reisen möglich; die Vorräte gingen aus und konnten durch Jagd und Fischfang nur mühsam ersetzt werden. Es wurde ein großer, auf keiner Karte verzeichneter Fluß entdeckt, ferner zwei Vulkane, die starke Rauchwolken ausstießen. Flora und Fauna wurden genau studiert, die Urwälder der Halbinsel sind reich an Tieren, auch Raubtieren, die den Forschern ernstlich zu schaffen machten.

Brief aus Deutschland

Köln, Mitte Dezember.

Dies Land am Niederrhein mit seinen sanftwelligen Hügeln und seinen unendlichen melancholischen Weiten ist am schönsten, wenn der Herbst verglimmt und der Winter beginnt. Dann stapfen Nebelriesenmänner durch dieses Land, wie einst Fafolt und Fafner rheingoldhierig an des Rheins Ufer getollpatscht sein mögen. Dann knorren auf, dann fliegen und flattern lustige, purzlige Nebelkinder im Tanze um Windmühlflügel. Dann liegt über dieser ganzen Landschaft ein blaugrauer, schneefatter Himmel, der dem ganzen Landschaftsbild jenes Gepräge der Melancholie, der unerfüllten Sehnsucht gibt, das am besten die Grundstimmung dieser Landschaft von Köln bis Cleve zum Klingen bringt: die Grundstimmung germanischen Wesens.

In solchen Tagen wird der wetterfeste Mantel angezogen, das verwitterte Hütchen über die Ohren gestülpt, die „Genagelten" an die Füße gezogen und nicht geachtet der lächelnden Blicke der Großstädter, die vermeinen, aus Bayerns Hochlandwelt habe sich ein Fremdling bei ihnen eingenistet; dann geht es hinaus in die Nebelwelt, in das Brodeln und Wogen, das Raunen und Brauen, das Kochen und Wallen. Links den murmelnden Rhein, zur Rechten Weidenbäume, vor uns die Einsamkeit und hinter uns die Asphaltkanäle der Stadt. Ist das eine Wonne, ein unbezahlbares Wohlbehagen, wenn es wallet und siedet und brauset und zischt! Ein Lied wird in den pfeifenden Ost hineingesungen, ein Lied von Lieb' und Treu', von Rhein und Wein, der Arm ums blauäugige, blondlockige Mädel geschlungen, das mit jubelndem Sopran in die Melodie einfällt. Dann kann man marschieren stundenlang, tagelang. Die Welt hat kein Ende, die Einsamkeit hat kein Ende. Allein, allein, allein, nur die Spukgestalten der Nebelmänner und Nebelfrauen ringsum.

Deutsche Sagen brodeln im Hirn auf. Wie war es doch, als Siegfried von Xanten nach Worms gefahren kam? Vielleicht ist er auch auf dieser Straße geritten, auf der uns jetzt Schusters Rappe rüstig in die Ferne treibt! Wie war es doch mit dem silberrüstigen Lohengrin, der einst von Monsalvatsch nach Cleve zog? Vielleicht hat sein Schwan, sich kurze Rast gönnend, von diesem Grase mit Behagen gepeist, das jetzt unser unbarmherziger Absatz zertritt! Wo man hinsieht, wohin man horcht, überall deutsches Empfinden, deutsche Seele, deutsches Wesen, deutsche Erinnerungen!

Bei Gott, dieses Land ist so deutsch, so urdeutsch, wie es so leicht kein zweites geben mag im ganzen Vaterland. Voll getränkt mit Erinnerungen, umfängt es das einsam wandernde Paar mit all seiner germanischen Poesie, füllt es die Seele mit jener süßwehen Mittelalter-Melancholie, die man nur einmal findet auf der weiten Welt: am Rhein.

Glockengeläute irgendwoher aus dem grauen Gewebel. Ein Dorfkirchlein läutet Mahnworte in das brodelnde Grau. Es ist, als werde die Welt noch stiller, noch einsamer. Und als habe des Glöckchens Gebimmel den Himmel gerufen, beginnt ein Flockentanz durch die dezemberliche Welt: der erste Schnee torkelt auf die Erde. Gar nicht eilig genug können die weißen Sterne hinunter aufs Land. Das wirbelt und purzelt und stolpert übereinander, durcheinander, ineinander. Ein ewiges Fangen und Verlieren, Suchen und Haschen. Sinnbild des Menschengewimmels. Und in wenigen Augenblicken hat die ganze Landschaft ihr Angesicht verändert. Weiß liegt alles gebreitet. Es ist, als werde die Weite noch unendlicher, als sei überhaupt kein Horizont mehr da. Es ist, als liege die deutsche Seele nun ausgebreitet vor dem trunkenen Blick! Unermeßlich groß, unermeßlich einfach und schlicht, unendlich schön und gut. Seht dieses Bild, und ihr seht deutsches Bild. Der stehe auf, der sagen kann, dies Bild passe nicht zum deutschen Wesen!

Und der Rhein gurgelt den Refrain. Breitrückig zieht er seine langsame Straße. Er hat vergessen, daß er droben am Bodensee einmal ein keker, übermütiger, streicheltoller Bursche war, er hat vergessen, daß er von Mainz bis Coblenz in satter Mannesreife, voll von Sagen und Geschichten, von Geschichten, in denen Räuberburgen und Weinkneipen die Schauplätze abgeben, der Schiffe köstliche Lasten trug, überlegt, bedächtig, vorsichtig, als sei er müde geworden, rauscht er seine bequeme, ebene Straße. Als sei sein Flußbett wirklich ein Bett, in dem er jeden Augenblick einschlafen dürfe. Nun, da der Schnee auf seinen Wellenkämmen tanzt, und Möven seine Schaumkrönchen umflattern, da Fische aus ihm aufschnalzen mit silberschuppigem Rücken, ist er wie ein alter, gemütlicher Greis, zieht er neben uns langsam dahin, als wolle er mit uns plaudern. Oh, er weiß viel, der alte Herr. Er weiß, daß

Eine Kalendernotiz

1923 — Dezember — 1923

15

Sonnabend

Nota:

An die Schriftleitung des „Wolgadeutschen" sind für das erste Vierteljahr 1924 sofort 45 Goldpfennige zu überweisen, da ich sonst am 15. Dezember die letzte Nummer erhalte.

die Rothosen schon oftmals an seinen Ufern gewesen sind, er weiß, daß sie auch jetzt wieder da sind, aber er weiß auch, daß sie immer wieder fortgemußt haben, und daß das kernhafte Volk an seinen Ufern griffige Fäuste und stahlharte Nacken hat. Auf das vertraut der alte Herr, das hat ihn noch nie im Stich gelassen.

Unendlich schön sind die Tage am Niederrhein, wenn wir die Schwelle des Herbstes überschreiten und in den weißen Saal des Winters eintreten. Deutsch sind diese Tage am Niederrhein. Nie können sie etwas anderes sein!

Heinrich Schultheis.

Das Parteiwesen in Deutschland

Von W. Nowack.

II.

Wenn wir nun die einzelnen Parteien einer näheren Betrachtung unterziehen wollen, so soll das in ihrer Reihenfolge von rechts nach links erfolgen. Man pflegt im allgemeinen all die Parteien, die rechts von der sozialdemokratischen anstehen, als die bürgerlichen zu bezeichnen. Diese Einteilung ist aber heute nur noch bedingt zu gebrauchen, denn in den letzten Jahren hat in der Zusammensetzung aller Parteien eine so große Verschiebung stattgefunden, daß Vertreter eines jeden Standes in jeder Partei sind. Das heißt nun wiederum nicht, daß nicht jede Partei ihr ganz besonderes Gesicht hat und die Interessen ganz besonderer Kreise vertritt. Gerade dieser letzte Punkt ist so hervortretend, daß er von zahllosen Leuten auf das heftigste bekämpft und bekämpft wird, und daß man den Reichstag nicht mehr ein Parlament von Volksvertretern, sondern von Interessentenvertretern genannt hat.

Auf der äußersten Rechten stehen die **Deutsch-Völkischen.** Diese Partei ist, wie wir im ersten Aufsatz bemerkten, aufgelöst, die Abgeordneten behalten jedoch ihren Platz im Parlament. Diese Partei, oder richtiger gesagt: diese kleine Gruppe ist jüngsten Datums. Die jetzigen drei Vertreter im Parlament sind bisher Mitglieder der Deutschnationalen Partei gewesen, aus dieser aber zum Teil freiwillig, zum Teil durch Beschluß der Partei ausgeschieden. Ein richtiges oder nur halbwegs vernünftiges Programm vertreten sie nicht. Ihre Agitation ist im wesentlichen auf einen grenzenlosen Antisemitismus, einen keine Verleumdung verschmähenden Kampf gegen die Republik und ihre Vertreter eingestellt. Die Parteiorganisation ist kein ureigenes, festes Gebilde, sondern mehr eine Zusammenfassung aller antisemitischen und Putschorganisationen. Sie werden von allen **Parteien** — auch den Deutschnationalen — als **Rechtsbolschewisten** bezeichnet. In engem Zusammenhang mit diesen Deutsch-Völkischen stehen die **Hitler-Organisationen** in München, deren Abzeichen die rote Fahne mit dem weißen oder schwarzen **Hakenkreuz** ist und die vor kurzem den mißlungenen Putsch in München machten, der dann durch seinen Zusammenbruch auch den bereits bis ins kleinste vorbereiteten Vormarsch zum Bürgerkrieg nach Norddeutschland verhinderte.

Dann folgt die **Deutschnationale Partei.** Sie kann man als die Vertreterin der Interessen des Großgrundbesitzes bezeichnen. Während die Deutsch-Völkischen — ebenso wie die Kommunisten — über keine geistig hochstehenden Führer und Mitglieder verfügen, ist das bei den Deutschnationalen der Fall. Sie haben noch einen weitgehenden, aus der Kaiserzeit herrührenden Einfluß auf die Verwaltung des Staates und die zu einem großen Teil noch konservative Beamtenschaft. Im Grunde sind die Deutschnationalen nichts weiter als die alten Konservativen, nur vermehrt um einige Gruppen, die früher selbständig waren, aber fast auch nur konservative Politik betrieben: die Wirtschaftliche Vereinigung und die anderen antisemitischen Fraktionssplitter. Hie und da im Verein mit dem rechten Flügel der Deutschen Volkspartei betreiben die Deutschnationalen eine Politik der Opposition, des Kampfes gegen die bestehende Regierung. Auch die Deutschnationalen stützen sich vielfach auf zahlreiche sogenannte nationale Organisationen, wie den „Stahlhelm", den „Frontbund", den „Jungdeutschen Orden" etc. Manche dieser Organisationen haben in der ersten Zeit ihres Bestehens, als sie die Parteien nicht nur prinzipiell, sondern auch tatsächlich ablehnten, recht guten und keineswegs der Republik schädlichen Charakter gehabt. Erst durch die zahllosen, oft hetzerischen Angriffe der linken Presse wurden sie dann in die Arme derer getrieben, die sich ihrer annahmen: der Deutschnationalen und der Deutsch-Völkischen. Die Deutschnationalen sind die einzige Partei, die unbedingt für die Wiederherstellung der Monarchie eintritt. Eine eigenartige Erscheinung ist, daß viele ihrer Führer in der Politik und in der Presse, wie Reventlow oder Maurenbrecher, früher den Linksparteien sehr nahe gestanden haben. An führenden Köpfen sind hervorzuheben: Graf Westarp, Hergt, Helfferich, Graf Kanitz.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue russische Sowjetrecht

Von Adolf Ehrt.

(Schluß.)

Nach dem neuen Bodenrecht (15. November 1922) ist das **private Eigentumsrecht auf Grund und Boden, Gewässer, Waldungen und Bodenschätze innerhalb der Grenzen der R. S. F. S. R.** (Rußländische Sozialistische Föderative Sowjet-Republik) **endgültig aufgehoben.** Alles Land, in wessen Besitz, Nutznießung und Bearbeitung es sich auch befinde, ist **Eigentum des Staates.** Die Verwaltung des Landes liegt in den Händen des Narkomsem (Landwirtschaftsministerium) und seiner örtlichen Organe. Alle Bürger haben nur das Nutzungsrecht. Das Land wird fristlos verliehen an: 1. Bauernvereinigungen (z. B. Gemeinden) und andere Organisationen werktätiger Landarbeiter; 2. städtische Siedlungen; 3. staatliche Institutionen und Unternehmen. Ausländische Siedler und Konzessionäre können Land unter besonderen Bestimmungen nur von der obersten Behörde erhalten. Alle Nutznießer verpflichten sich zur **eigenhändigen** Bodenbearbeitung und unterliegen der Kontrolle der staatlichen Landwirtschaftsorgane. Alle **selbständigen Verfügungsarten,** wie Kauf, Verkauf, Vererbung oder Schenkung sowie Hypothekenaufnahme sind **nichtig;** wer solche Rechtsgeschäfte vornimmt, wird **strafrechtlich verfolgt,** der Boden wird ihm außerdem entzogen. Das Nutznießungsrecht erlischt im Falle 1). eines freiwilligen Verzichts aller Haushaltungsmitglieder; 2. der Auflösung des Haushalts und beim Aufhören der selbständigen Bearbeitung des Grundstücks; 3. der gerichtlichen Aberkennung des Nutzungsrechts; 4. der Inanspruchnahme des Grundstücks für staatliche oder Zwecke der Allgemeinheit auf gesetzlich vorgeschriebenem Wege.

Das gesamte Inventar sowie die Gebäude gehören dem Nutznießer; er hat das Recht des Ausbaues der Wirtschaft nach eigenem Ermessen.

Der Landsuchende schließt sich entweder einer Gemeinde oder einer Landgenossenschaft an, wobei er sich ihren Regeln über Landordnung und Bodenbearbeitung unterwirft, und erhält von ihr gemäß ihren Statuten ein Grundstück, oder er wendet sich selbständig an die Organe der staatlichen Landverwaltung, erhält von ihr das Land und schließt sich dann einer Landgenossenschaft an oder bleibt weiterhin selbständig. P. Gurow sagt darüber in seinen Erläuterungen zum Bodenrecht der R. S. F. S. R.: „Die Sowjet-Macht will die Landgenossenschaft (obschtschina) nicht gewaltsam vernichten — jeder, der es wünscht, soll in ihr bleiben. Aber niemand soll gezwungen werden, unbedingt in eine Landgenossenschaft einzutreten". Als Landgenossenschaft wird anerkannt: 1. Eine nach gerichtlich registrierten Statuten zusammengeschlossene Gesamtheit von Höfen oder Haushaltungen, wobei unter Hof eine gemeinschaftlich landwirtschaftlich arbeitende Familien-Arbeitsgemeinschaft verstanden wird. 2. Eine landwirtschaftliche Kollektive (Artels und Kommunen) von wenigstens 15 erwachsenen Werktätigen, die ebenfalls registriert werden müssen. Vollberechtigte Mitglieder einer Landgenossenschaft sind alle über 18 Jahre alten Haushaltungs- oder Kollektivmitglieder. Eine Landgenossenschaft muß gerichtlich eingetragen werden; ihre Organe sind: 1. der „Schod" oder die Mitgliederversammlung und 2. die gewählten Bevollmächtigten für Landangelegenheiten. Eine solche Landgenossenschaft hat das Recht, die Art der Bodennutzung oder Bodenverteilung und die Art der Bodenbearbeitung festzusetzen. Das Gesetz sieht drei Arten der Landnutznießung durch die Landgenossenschaft vor: 1. die gemeinschaftliche Art — auf Grund der Statuten der Gesellschaft erhält jede Haushaltung entsprechend ihrer wirtschaftlichen Stärke einen Landanteil für eine bestimmte Zeit zugewiesen, 2. die Parzellierungsart mit dem Recht eines jeden Hofes auf einen unveränderlichen Bodenanteil in zusammenhängenden oder zerstreuten Parzellen; 3. die genossenschaftliche Art — jedes Mitglied hat das Recht der Mitnutznießung des gemeinschaftlichen Bodens.

Hinsichtlich der Landbearbeitung verfolgt das neue Landnutzungsrecht das Ziel, die Bauern zu einer **gemeinschaftlichen** Bearbeitung des Bodens unter **gemeinschaftlicher** Benutzung aller Maschinen und Werkzeuge zu bestimmen. Jede Landgenossenschaft kann, unabhängig von der in ihr geltenden Art der Bodenordnung, durch Mehrheitsbeschluß diese gemeinschaftliche Bodenbearbeitung einführen. In diesem Falle sowie bei einer ihnen nicht zusagenden Bodenverteilungsordnung kann eine Haushaltung allein oder zusammen mit anderen nach erfolgter Einwilligung der Genossenschaft aus ihr jederzeit austreten.

Die Einwohner einer **Stadt** können sich ebenfalls zu einer Landgenossenschaft zusammenschließen, wobei alles im Weichbild der Stadt liegende Land ihnen zur Nutznießung anheimsteht.

Auf den nach erfolgter Landzuteilung an die Landgenossenschaften und Städte übrig bleibenden Ländereien, den sog. „Staatlichen Ländergütern", können „Sowjet-Wirtschaften" eingerichtet werden. Sie sollen zu Musterwirtschaften werden und die wissenschaftlich-technische Grundlage für die Entwicklung der Landwirtschaft abgeben. Daneben haben sie als Aufgabe die Unterstützung von Lehranstalten, Organisation von Kuroten und dergleichen mehr.

Den örtlichen Organen des Landwirtschaftsministeriums sind die Institutionen für Landnutzung angeschlossen. Sie arbeiten feste Grundsätze für die Landwirtschaft nach den Ortsverhältnissen aus. Ihre nächstliegenden Aufgaben sind: Landmessung, Landzuteilung, Bildung von Länderfonds, Instandhaltung bezw. Neuanlage von Wegen und Straßen, Entwässerung und künstliche Bewässerung von Ländereien.

Zum Schluß sei noch kurz die neue Pachtordnung und die Bestimmungen über die Hilfs-Lohnarbeit angeführt. Landverpachtung auf die Dauer eines Saatturnus, jedoch auf nicht länger als drei Jahre, ist nur wegen Mangels an Inventar oder Arbeitskräften geschwächten Haushaltungen gestattet. Niemand darf mehr Land pachten, als er selbst zu bearbeiten vermag. Diesen geschwächten Haushaltungen ist auch die **Annahme von Lohnarbeitern gestattet, jedoch nur dann, wenn alle arbeitstätigen Hofmitglieder in gleicher Weise wie die Lohnhilfskräfte an der Arbeit beteiligt werden.**

Allen Kreisen, Dörfern und anderen Landgenossenschaften, die sich seit Mai 1922 im Besitz oder Nutznießung bestimmter Ländereien befinden, wird das Recht auf weitere Nutzung dieses Landes bestätigt.

Leben und Leiden der wolgadeutschen Hungerflüchtlinge im Heimkehrlager in Frankfurt a. d. Oder

Von unserem Sonderberichterstatter Adolf Ehrt.

(1. Fortsetzung.)

Im Sprechzimmer des Arztes traf ich eine große Zahl von Kranken und Gesunden. Man holt sich hier Rat und Beistand in allen erdenklichen Angelegenheiten. Da saß schüchtern an der Seite ein junges Mädel; dicke Tränen rollten ihr unaufhaltsam über die Wangen. Die zitternden Finger rissen und knüllten einen schmierigen Brief. Sie wollte beim „Herrn Doktor" Schutz suchen gegen ein paar aufdringliche Burschen. Vor ihr standen zwei junge Menschen, der eine trotzig und still, der andere laut und aufgeregt. „Wart nur ... ich werm dich schon lerne, mir die ganze Dippe verschlage. Dem Doktor wer'n ich's verzähle ..." drohte der Aufgeregte mit geballter Faust. Daneben unterhielten sich zwei ernste Männer mit sorgenvollen Mienen über eine am Abend stattfindende Versammlung. „Der Doktor muß die Leitung übernehme, sonst is ka Ordnung", hörte ich die überzeugenden Worte des einen. „Na ja, aber wenn's halt nicht geht, da mach mir's auch laa ...", versuchte der andere sich durchzusetzen. Es war ein kleines, schmächtiges Männchen mit einer etwas mongolisch-breiten Physiognomie. Seine kleinen Aeuglein liefen unruhig hin und her. Er wurde augenscheinlich von dem Verlangen gefoltert, eine kleine Ansprache zu halten. Er begann zu sprechen, so laut, daß ihn jeder hören mußte, dabei suchten seine schnellen Blicke den Eindruck der Worte festzustellen. Die Rede richtete er vornehmlich an meine Adresse. „Scht 't, wie groß die Not bei uns worn ist. Kleider bekomm' mir nicht, arbeiten könn' mir nicht, sonst wern mir aus 'm Lager rausgeschmisse. Garn und Seife gibts bei uns nicht. Ja, wie soll'n mir denn leben? Das muß anders werden! Wir müß'n hier raus, nach Amerika. Ich überlege so: nach Rußland zurück könn' mir nicht, hier bleiben könn mir nicht, nach Amerika könnt'n mir schon — aber zuerst müß'n mir ein paar Delegate rüberschicke, die wo dort für uns Land ausuche tue. Mir hun ewwer ka Geld, um die Delegate zu bezahle. Aber wir werden nicht nachlassen, mir wende uns an die Regierung, ans Rote Kreuz" ... hier wurde der Redner durch den Eintritt Dr. Rothermels unterbrochen. In kurzen Worten, rasch und energisch, traf er seine Anordnungen, dann war er schon wieder draußen und ich begleitete ihn auf seinem Rundgang durchs Lager. „Sie kommen gerade in einen Hexenkessel hinein", wandte er sich an mich. „Die wichtigsten Fragen der Flüchtlinge sind eben jetzt auf die Spitze getrieben: Bekleidung, Arbeit, Auswanderung und Abbau der Fürsorgeeinrichtungen. Die Hilfsärzte, der größte Teil der Schwestern und Lagerangestellten werden entlassen. Das Reich muß eben seine Ausgaben rücksichtslos abbauen. — Und dann die Arbeitslosigkeit, den Leuten wird geradezu jede Möglichkeit und Lust zur Arbeit mit Gewalt ausgetrieben. Neuerdings kam vom Reichskommissar die Verordnung, jeden, der auch nur vorübergehende Beschäftigung bekommt, die Lager- und Ehrlarte zu entziehen. Solche Leute erhalten kein Essen mehr und dürfen nicht mehr im Lager wohnen, auch später nicht hierher zurückkehren. Dieser Tage erlebten wir den Fall, daß etwa 30 Wolgadeutsche, die auf benachbarten Gütern Arbeit gefunden hatten, von polnischen Arbeitern verdrängt wurden. Als nicht Einheimische bekommen sie keinerlei Unterstützung und sind jetzt auf mildtätige Unterstützung angewiesen. Sie würden nach wenigen Tagen auf der Straße verhungert sein, wenn ..." — der Doktor schwieg mit einem Mal still, ein heftig gestikulierender Mann kam in größter Erregung auf uns zugelaufen. „Herr Doktor", rief er schon von weitem, „hören Sie doch, was schon wieder vorgefallen ist. Heute bekomme ich Geld von der Verwaltung, um die Korbflechter zu bezahlen — für die letzte Woche. Wieviel, glauben Sie wohl, habe ich für einen Mann Wochenlohn erhalten? ! Vierzig Millionen! !" Der Mann schrie es förmlich heraus. „Da hab ich ihnen aber das Geld wieder zurückgegeben. Sie sollen sich über uns wenigstens nicht lustig machen!" fügte er schweratmend hinzu. Ich rechnete nach — 40 Millionen ... da muß je der Mann 20 Jahre lang arbeiten, um nur das Geld für eine einzige Zigarette zu verdienen! „Was soll denn das bedeuten?" fragte ich ratlos meinen Führer. „Das bedeutet — Vernichtung", antwortete er finster.

Schweigend setzten wir unseren Weg fort. Ueber uns war der Himmel noch grauer, noch finsterer geworden. Nach einigen Minuten standen wir vor den Krankenbaracken des Lagers. Der Anblick der freundlichen Stuben mit ihren frisch gefegten Fußböden und sauberen Betten, das vor lauter Reinlichkeit blitzenden Operationszimmers und der in ordentliche weißblaue Kittel gekleideten Kranken sprach überzeugend von den unermüdlichen Bemühungen Dr. Rothermels um die Gesundheit und Hygiene der Flüchtlinge. „In der ersten Zeit nach der Ankunft des Transports im Herbst 1921", erläuterte mein Führer, „war der Gesundheitszustand der Wolgadeutschen sehr mangelhaft. Etwa 60 Proz. der Gesamtheit waren erkrankt, mehr als 12 Proz. (!) davon starben. Der Hunger und die Strapazen der Flucht hatten eben ihre Widerstandskraft nahezu aufgezehrt. Die meisten fielen dem Flecktyphus zum Opfer, sehr viele auch der Tuberkulose. Jetzt ist in dieser Beziehung eine große Besserung zu verzeichnen. Besonders bei unseren Lungenkranken haben wir große Erfolge erzielt."

Inzwischen waren wir wieder ins Freie getreten. Uns entgegen kam eine kleine Schar Kinder; sie wurden von einer Lehrerin begleitet. Mit freudig blitzenden Aeuglein begrüßten sie den „Herrn Doktor". „Den Kindern geht es bei uns noch verhältnismäßig am besten. Sie besuchen die Lagerschule und eine rüchtige Kindergärtnerin sorgt für ihre Beschäftigung", sagte er, während seine Hand liebkosend über das krause Haar eines schelmischen wolgadeutschen Buben fuhr. „Dieser prächtige Kerl ist ein ganz ausgezeichneter Sänger. Zu jeder Melodie singt er gleich die Begleitung" — in der Nähe ertönte plötzlich ein furchtbares Geheul — „überhaupt haben unsere kleinen Wolgadeutschen eine außerordentliche Stimmbegabung", fügte er lächelnd hinzu.

Nach einigen väterlichen Ermahnungen seitens des Doktors trollte die kleine Schar weiter, auch wir trennten uns. Dr. Rothermel ging seinen Pflichten nach und ich streifte allein weiter. Es begann langsam zu dunkeln. Kalter Wind blies vom Feld, riß die letzten gelben Blätter von den zitternden Sträuchern und trieb sie wirbelnd die nasse Barackenstraße entlang. Verwummte Gestalten kamen aus den Quergassen, tief gebeugt unter der Last schwerer Holzbündel; Männer, Frauen und halbwüchsige Burschen, die Feuerung aus dem nahen Gehölz heimschleppten. Bald waren auch sie verschwunden. Verfroren und ratlos irrte ich zwischen den schwarzen Barackenleibern umher. Kein Mensch war zu sehen. Alle schienen sich schon in ihre finsteren Löcher verkrochen zu haben. Aus einem der Fenster zitterte mir trüber Lichtschein entgegen, ich öffnete leise die Tür. Zuerst konnte ich nichts erkennen. Stickiger Rauch untermischt mit qualmigem Dunst legte sich mir schwer auf die Brust. Nach und nach gewöhnten sich die Augen an das tiefe Halbdunkel; ich sah rechts, links und geradeaus graue Pferdedecken an Stricken und Drähten hängen. Hinter ihnen tönte die grobe Stimme eines Mannes, klangen schrill aufgeregte Frauenworte durcheinander, hörte ich das Weinen kleiner Kinder. Vorsichtig hob ich den Zipfel der Decke und trat in einen etwa 5 Schritte langen und 4 Schritte breiten mit Menschen vollgepfropften Raum. Statt Wände hingen dieselben grauen Pferdedecken bis zur Mannshöhe. Auf beiden Seiten des einzigen Fensters waren je zwei Bettstellen übereinandergebaut, von der niedrigen Decke hinab hammelte in festen Stricken ein roher Holzkasten — die Wiege eines Säuglings. In einer Ecke hockte eine alte Frau vor dem glühenden eisernen Kanonenofen und rührte in einer großen Schüssel die dampfende, brodelnde Wassersuppe. Hier hausten vier Familien. Es gibt kein Wort, welches das Grauenvolle dieses elenden Zustandes auch nur annähernd zum Ausdruck bringen könnte. Schlimmer noch als in einer wackligen russischen Chata, weit, weit draußen in den Steppen an der Wolga, von der hier alle immer wieder sprechen. Aber — „Herrgott, zeig' uns einen Ausweg!" stöhnen die unglücklichen Insassen hier.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Vertreter

Bestellungen auf unsere Zeitung nehmen unsere Vertreter an folgenden Orten entgegen:

In Argentinien

Buenos Aires:
Generalvertreter des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und des „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V." Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

Winifreda und Umgebung:
Adan Schneider, Est. Winifreda, F. C. O.

Galarza und Umgebung:
Friedrich Besel, Est. Galarza, F. C. C. A.

Coronel Suarez und Umgebung:
David Grünewald, Coronel Suarez, Col. 2, F. C. S.

Alpachiri und Umgebung:
Adam Habertorn und Heinrich Obholz, Est. Alpachiri, F. C. P.

Lazo und Umgebung:
Peter Uhrig, Est. Lazo, „La Peregrina", Col. San Carlos, F. C. C. A.

Quadrache und Umgebung:
Juan Begler, Est. Quadrache, F. C. P.

Unanue und Umgebung:
Jakob Schwab, Est. Unanue, Col. Santa Maria, F. C. P.

In Kanada

Vibank und Umgebung:
Gottfried Reich, Vibank, Sask.

In den Verein. Staaten von N.-A.

Fresno, Cal.
Geschäftsführer des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und Vertreter des „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V."
Friedrich Bier, Fresno, Cal., bei Bros. Kinzl.

Monat mehr als die Hälfte der bisher im Umlauf befindlichen Noten neu ausgab, so verminderte das Fallen des Rubels entsprechend den Wert der gesamten Notenmenge und verringerte so auch die Schuld des Staates.

Die Entwicklung des Handels, die sich im Laufe des Sommers 1922 auf Grund der neuen, durch die Ernte gebrachten Werte vollzog, brachte aber eine verhältnismäßige Stabilisierung des Rubels. Das Tempo der Notenausgabe verlangsamte sich, und der Goldwert der gesamten Notenmasse, der im Mai 1922 nur noch auf 57 Millionen Friedensrubel berechnet wurde, stieg gegen Ende August auf 135 und Ende Oktober auf 185 Millionen Friedensrubel. Die Sowjetregierung hat trotz der ungeheuerlichen Notenmassen sich bemüht, ihren verhältnismäßigen Umfang zu vermindern, und es ist für die Entwicklung Rußlands ermutigend, die Zahlen der monatlichen Notenausgaben 1922 in Friedensrubel umzurechnen und sie mit der Summe der normalen Einnahmequellen des Staates in Gestalt von Waren, Unternehmungen, Steuern usw. zu vergleichen. Diese normalen Einnahmen stiegen beständig. Während sie im Januar 1922 nur ein Elftel der Notenausgabe betrugen, machten sie im April schon mehr als ein Viertel aus, im August mehr als die Hälfte, im Oktober mehr als drei Viertel und in den letzten drei Monaten des Jahres 1922 erreichten die gesamten Steuern und Einnahmen fast den Wert der Notenausgabe, die 1143 Millionen Rubeln von 1923 entsprach. Im Juni 1922 gab die russische Regierung eine Kornanleihe aus, deren Nennwert durch die Naturalsteuer, auf die man Vorschuß erhob, garantiert wurde. Obwohl die Bevölkerung diese Anleihe zunächst mit Mißtrauen aufnahm, entdeckte sie doch bald ihre Vorteile: die Kornanleihe-Obligation stellte einen wertbeständigen Rubel dar. Von diesen Obligationen waren am 1. September, dem Schlußtermin der Ausgabe, 8 Millionen verkauft; die übrigbleibenden 2 Millionen kaufte die Staatsbank und verkaufte sie im September und Oktober wieder mit großem Gewinn. Der günstige Ausfall dieser ersten Kornanleihe erleichterte den Weg für weitere inländische Anleihen und bedeutete einen wichtigen Schritt von der Naturalsteuer zur Geldsteuer. Noch wichtiger aber waren die finanziellen Maßnahmen, die mit Hilfe der Staatsbank eingeleitet wurden. Man schuf neben dem Papiergeld ein neues wertbeständiges Geld, indem im November 1922 die erste Serie von 200 000 Tscherwonetzen in Banknoten in Umlauf gesetzt wurde. 1 Tscherwonetz ist gleich 10 Goldrubel und gleich 21,53 Goldmark. Diese Banknoten, die zu 100 Proz. durch Gold oder wertbeständige ausländische Noten voll gedeckt waren, wurden anfangs nur als Vorschuß auf Warenkredit oder als Wechselkredit ausgegeben, später aber wurden sie auf der Moskauer Börse verkauft, und es gelang durch die Vorsicht der Ausgabe, die Banknoten im großen und ganzen auf ihrem Goldwert zu erhalten. So gering auch die im Umlauf befindliche Menge der Tscherwonetzen mit 20 Millionen Goldrubel im Verhältnis zum Bedarf des Landes ist, bedeutet sie doch den Anfang einer gesunden Finanzorganisation, so daß Rußland, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitet, den Fluch des schlechten Papiergeldes überwinden wird.

Entdeutschungspolitik in der Tschechei

Von Bardowiek.

Die Beratungen über den Staatsvoranschlag im Prager Parlament haben den Deutschen wieder einmal erwünschte Gelegenheit gegeben, vor aller Oeffentlichkeit von den Drangsalierungen zu sprechen, denen sie in dem „Nationalstaat", genannt tschechoslowakische Republik, ausgesetzt sind. Im gesamten öffentlichen Leben lastet ein unerträglicher Druck auf unseren deutschen Brüdern, Gesetzgebung und die die Deutschen nach allen Regeln schikanierende Verwaltung sorgen dafür, daß der Zeitpunkt gar nicht abzusehen ist, wo die „deutsche Frage" in der Tschechei zur Ruhe kommt. Man ist bereits soweit in der Tschechei, daß in das Privatleben der Deutschen eingegriffen, ein bestimmtes persönliches Verhalten des einzelnen verlangt wird, daß man sich gegen den einzelnen eine Befehlsgewalt anmaßt, die mit den verfassungsrechtlich festgelegten bürgerlichen Freiheiten in unlösbarem Widerspruch steht. Gewiß gibt es eine geschriebene Verfassung des Staates, aber sie kommt nicht zur Anwendung. Vielmehr aber eine andere, ungeschriebene Verfassung, jene nämlich, welche aus den zahllosen Gesetzen und Verordnungen und deren tatsächlicher Anwendung draußen bei den Behörden und Aemtern sich ergibt, deren oberster Grundsatz überall der gleiche ist: Bedrückung und Vergewaltigung alles dessen, was deutsch ist, insbesondere aber Ausmerzung alles Deutschen aus der Staatsverwaltung.

Aus der ungeheuren Menge der den Deutschen zugefügten Ungerechtigkeiten seien hier einige wiedergegeben: So beispielsweise die unausgesetzte Bedrückung der deutschen Staatsbeamten. Warum das geschieht, ist vom tschechischen Standpunkt aus klar: **das tschechische Volk will in kürzester Zeit aus dem Nationalitätenstaate einen einheitlichen tschechischen „Nationalstaat" machen** — koste es, was es wolle. Das größte Hindernis für diese Aspiration scheint den Tschechen der deutsche Staatsbeamte und Lehrer zu sein — darum: unter allen Umständen fort mit ihnen! Gründliche Arbeit ist bereits im Ressort der Eisenbahn geleistet worden. Man weiß schon, warum man gerade hier säubert: die Eisenbahnen, deren sich der Fremde bedient, sind am besten geeignet, den Reisenden eine richtige bezw. unrichtige Vorstellung von den nationalen Verhältnissen in diesem Staate zu geben. Alle Stationsbezeichnungen mußten daher doppelsprachig werden. Die Aufschriften auf den Waggons rein tschechisch. Und dann erst die Ortsnamen! Was da an Uebersetzungskunststücken geleistet wurde, ist so grotesk, daß man nichts darüber schreiben kann — man muß es gesehen haben. Selbstverständlich versäumt dieser französische Trabantenstaat nicht, für rein deutsche Orte, wenn überhaupt, deutsche Bezeichnungen zu allerletzt zu bringen; davor rangiert das Tschechische — und, wer will sich noch darüber wundern — das Französische . . . . Wahrscheinlich, um anzuzeigen, daß man sich eben hier in einem französischen Trabantenstaate befindet.

Ebenso wie in der Bahnverwaltung geht man in der Finanzverwaltung vor. Insbesondere natürlich wieder in den Grenzstationen!

Und weiter. Man denke an die Sperrung der deutschen Mittelschulen. Sie ist nicht nur als ein Schlag gegen die deutsche Kultur, sondern auch gegen die deutsche Lehrerschaft gedacht. 1500 deutsche Lehrer sind auf die Straße gesetzt worden! Das ist keine Kulturschande mehr, sondern ein europäischer Skandal, dessen Größe erst ersichtlich wird, wenn man die Beträge im Staatsvoranschlage vergleicht, welche auf der einen Seite für das tschechische Schulwesen und auf der anderen Seite für deutsche Zwecke eingesetzt worden sind.

Es ist selbstverständlich, daß dem deutschen Nachwuchs unüberwindliche Schwierigkeiten für die Aufnahme in den Staatsdienst gemacht werden. In den Zentralstellen sitzen fast ausnahmslos Tschechen, und damit die Bezeichnung der tschechoslowakischen Republik als eines „Rechtsstaates" illustrierend. Kaum wird ein Beamter in eine Gemeindeverwaltung gewählt, wird er aus „Dienstrücksichten" versetzt, gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes. Wird er Bürgermeister, so türmen sich die Schwierigkeiten. Wird aber gar in einer Gemeindevertretung der Antrag gestellt, daß bei vorzunehmenden Gemeindearbeiten nur ortsansässige deutsche Arbeiter verwendet werden sollen, so wird dem Gemeindevertreter der Prozeß gemacht und er zur Mandatsniederlegung gezwungen.

Nicht einmal an Veranstaltungen des Kulturverbandes, des Bundes der Deutschen, der deutschen Turnvereine, von politischen Versammlungen gar nicht zu reden, darf sich der deutsche Beamte beteiligen.

Das ist so eine Auslese aus den Maßnahmen, denen unsere deutschen Brüder in der tschecho-slowakischen Republik unterworfen sind — nur eine Auslese wie gesagt. Wir wissen ganz genau, daß die Drangsalierungen der deutschen Staatsangestellten in der Tschechei ein festes, wohl durchdachtes und wohl angewandtes Regierungssystem darstellen, und daß damit nicht nur die deutschen Staatsangestellten, sondern das ganze deutsche Volk getroffen werden soll! Man möge aber in der Tschechei nicht vergessen, daß jede den Deutschen drüben zugefügte Unbill, weiter die maßlose Hetze der tschechischen Presse gegen das Deutschtum heute nicht nur die tschechischen Staatsbürger deutscher Nation, sondern das gesamte deutsche Volk als einen Schlag zu empfinden beginnen, der ihm selbst gilt! So erzielt man weder treue Staatsbürger, noch wird man dadurch dazu beitragen, das Verhältnis der tschecho-slowakischen Republik zum Reich zu fördern.

Wenn man uns heute oder morgen nicht gebraucht — vielleicht einmal übermorgen: das Rad der Weltgeschichte wird sich weiter drehen, und man wird uns noch einmal suchen müssen!

Am frischen Grab

Zum Tode von Friedrich Bier.

Eine stille und traurige Fahrt. Aus der grauen trüben Weltstadt, aus ihren schmutzigen Straßen, aus ihrem Lärm und Wirrwarr in die ruhige winterliche deutsche Landschaft. Links und rechts von der Bahn schneebedeckte Felder, von Zeit zu Zeit träumende Dörflein, niedrige Bauernhäuschen, aus deren Schornsteinen langsam der Rauch in die sonnenhelle Winterluft steigt. Hie und da alte Dorfkirchen, abseits gelegen Fabriken und große Güter. Die Stadt mit ihrem lebenzehrenden Streit um Recht und Unrecht, um linke, um rechte Politik hinter uns. Vor uns, in ländlicher Einsamkeit, auf dem stillen kleinen Friedhof des waldigen Fleckens Wünsdorf, südwärts vom großen kalten See — das frische Grab eines jungen wolgadeutschen Emigranten.

Am Grab eine laut schluchzende Großmutter, eine unserer sturmerprobten alten und so herzlichen grauhäuptigen Kolonistenfrauen. In Deutschlands teure Erde bettet sie heute den einer heimtückischen Krankheit erlegenen Enkel, nachdem ihr im Bürgerkrieg an der Wolga der Mann, ein Sohn, eine Tochter, zwei Schwiegersöhne und ein Enkel erschossen wurden. Sie ruhen in der fernen Steppenerde, den Enkel nimmt die Erde unserer Väter auf, der Vater des Verstorbenen hält heute in Amerika Ausschau nach Unterkunftsmöglichkeiten für wolgadeutsche Hungerflüchtlinge in Deutschland. Eine schwergeprüfte, arbeitsame und in alle Welt zerstreute Familie. Alles der Ortsgeistliche und die Kampfes- und Studiengefährten am Grab hieran erinnern, als sie von der rauschenden Wolga, von der weiten Steppe, von dem vielen Leid des so jung Verstorbenen sprechen — dringt der Schmerz der Großmutter, Mutter und Geschwister in erschütterndem Weinen in die Winterdämmerung.

Emigrantenlos. Seit 1918 Leid ohne Ende. Zwar im Land der Väter, doch nicht in der Wolgaheimat. Wartend. Worauf?

Letzte Erde senden wir ihm nach. Dumpf rollert sie auf den Sarg. Heimaterde! Sie sagt: Wenn seine eure Alten damals gewußt hätten, wie ihre Nachkommen einstmals nach Deutschland zurückkehren werden —, sie hätten die Fahrt in die tausend Unglücke nicht angetreten.

Von deutscher Erde zu deutscher Erde.

* * *

Friedrich Bier †. Das kurze Leben des Verstorbenen war mehr denn das andrer gleichaltriger wolgadeutscher Emigranten von der Mißgunst des Schicksals bedrängt. In ihm, dem 21jährigen, spiegelte sich auch das harte Los so manches weit älteren Emigranten verschärft wieder. Es ist, als ob sich das ganze Flüchtlingsleid, gedrängt und haarklein, in dem kurzen Leben eines Menschen symbolisieren wollte. Jedoch eines Menschen, der in seiner Urväter Erde die letzte Ruhe findet und dem Tod mit hoffnungsfrohen Augen ins Gesicht sieht: wie das Schicksal des Einzelnen auch enden möge, das Volk wird leben.

Friedrich Bier wurde am 2. Januar 1902 in Warenburg an der Wolga als Sohn des ehemaligen Warenburger Obervorstehers Friedrich Bier geboren, der heute im Auftrage des Verbandes der wolgadeutschen Bauern und des Hilfswerks der Wolgadeutschen in Canada weilt. 1918 flüchtete er mit seinen Angehörigen nach Deutschland und setzte hier seine in Saratow begonnene Schulbildung in Hindenburg in Ostpreußen fort. Als dann nach einem Jahr die Nachricht eintraf, in Warenburg seien 6 Mitglieder der Familie Bier von der Roten Garde erschossen worden, unternahm der 17jährige eine bewegte Fahrt übers Mittelländische und Schwarze Meer an die Wolga. Er konnte aber nur eine Nacht in Warenburg bleiben. Jene Reise, zu der ihn die Liebe zu den Angehörigen und zur Wolgaheimat trieb, schwächte seinen jungen Körper und verursachte das schwere Lungenleiden, dem er in der Nacht zum verflossenen 4. Dezember erlag. Trotz seiner Krankheit, deren Ueberwindung ihm ein leichtes schien, und trotz größter Entbehrungen widmete er sich an der Alt-Strelitzer Technischen Hochschule dem Studium so lange, bis er zusammenbrach.

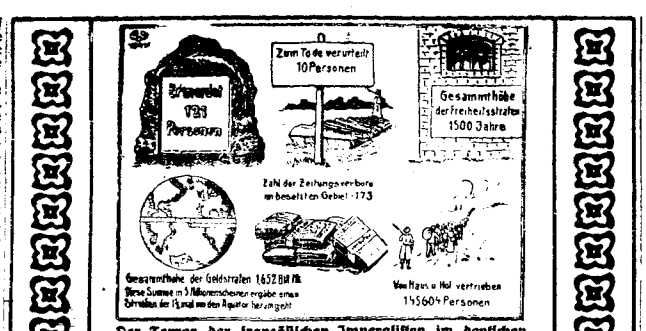
An dem Grabe Friedrich Biers hatten sich die hier weilenden Angehörigen und zahlreiche Leidtragende versammelt. Der frische Hügel war von Kränzen und Blumen überdeckt.

Neue Empfangsbestätigungen

Dem **Hilfswerk der Wolgadeutschen,** Berlin W. 57, Yorckstraße 46, sind die folgenden neuen Empfangsbestätigungen aus den deutschen Wolgakolonien zugegangen (die Originale wurden an die hochherzigen Spender weitergeleitet):

Empfänger: **Katharina Schewalje** in Brabander über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Martin Vogel** in Argentinien; Empfänger: **Weinmeier** in Neu-Kolonie über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Weinmeier** in Argentinien; Empfänger: **Heinrich Ritter** in Solothurn über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl und 1 Pflug, gespendet von **Klemens Roth** in Argentinien; Empfänger: **Adam Kißner** in Marienfeld über 2 Pud 26 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Joseph Wachtmeister** in Argentinien; Empfänger: **Künstler** in Krasnojar über 2 Pud 16 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Rev. Schulz,** Shebongan, Wisc. U. S. A.; Empfänger: **Anna Friebus** in Fischer über 115 Pud ¾ Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Rev. Prölß** in Shebongan, Wisc. U. S. A., Empfänger: **Dorothea Ott** in Krasnojar über 4 Pud Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Ott,** Argentinien; Empfänger: **Gottfr. Herzog** in Schwed über 5 Pud Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Herzog** in Argentinien; Empfänger: **Andreas Rack** in Marienfeld über 37½ Pud Roggen, gespendet von **Wilhelm Eigenbach,** Argentinien; Empfänger: **Katharina Seewald** im Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder über 81,10 Pesos in Geld und **Maria Kloster,** dortselbst, für die inzwischen verstorbene Katharina Seewald über 23 Pesos, gespendet von **Dandörfer** in Argentinien; Empfänger: **Anna Herlein** im Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder über 23,50 Pesos, gespendet durch **D. Grünewald** in Argentinien; Empfänger: **Viktor Gabel** in Obermonjou über 34 Dollar, gespendet von **A. Lektam** in Argentinien.

Von den **Studenten des Deutschen Pädagogischen Instituts in Moskau** ist dem Hilfswerk der Wolgadeutschen für gespendete Kleidungsstücke folgendes Dankesschreiben zugegangen: „Im Namen aller Studenten spricht der Studentenausschuß dem Vertreter des Hilfswerks der Wolgadeutschen in Moskau, Prof. E. Meyer, seinen innigsten Dank aus für die übergebenen Kleidungsstücke, die in diesem kritischen Moment den Studenten am Deutschen Pädagogischen Technikum sehr zu statten kamen." Gezeichnet: **F. Kinder,** A. Stichling, Schönfisch, F. Korell, T. Leippi.



Der Terror der französischen Imperialisten im deutschen Rhein- und Ruhrgebiet. Eine Schande des 20. Jahrhunderts.

Aus Rußland

O. E. Verschiedenartigkeit der bäuerlichen Kaufkraft. Wie der wirtschaftlichen „Ekonomitscheskaja Shisn" aus Witebsk (Westrußland) gemeldet wird, mußte die einzige dort bestehende Landmaschinenfabrik infolge einer völligen Absatzstockung auf unbestimmte Zeit geschlossen werden. Die Kaufkraft der Bevölkerung im Gouvernement Witebsk ist dermaßen gesunken, daß es, trotz einer Preisherabsetzung für landwirtschaftliche Geräte um 33⅓ Prozent und Gewährung langfristiger Kredite bis auf 2 Jahre nicht möglich war, eine Steigerung der Fabrikumsätze zu erzielen. Dagegen hat sich die Kaufkraft der ukrainischen Landwirtschaft infolge einer starken Preiserhöhung auf landwirtschaftliche Erzeugnisse etwas gehoben. Am 16. November betrug der Preis für Getreide in Goldkopeken pro Pud (in Klammern die Preise zum 1. November): in Charkow Roggen 54 (40), Weizen 100 (58); in Kiew Roggen 46 (33), Weizen 89 (53); in Odessa Roggen 46 (38), Weizen 94 (68). Der Durchschnittspreis für Roggen und Weizen in der Ukraine betrug am 16. November 46 bezw. 88 Kopeken, was gegenüber dem 1. November eine Steigerung von 31 bezw. 44 Prozent bedeutet. Die Durchschnittspreise für Gerste und Hafer (am 16. November 41 bezw. 54 Tscherwonezkopeken) weisen gleichfalls eine Steigerung von 21 bezw. 29 Prozent auf.

Ueber Verschwörungen gegen die Sowjets wissen seit einigen Wochen ausländische Zeitungen zu berichten. Da genaue Angaben gemacht werden, dürften die Nachrichten nicht ganz unzweifelhaft sein, um so mehr, als sie von den Sowjets nicht widerlegt werden. U. a. sollen in Petersburg, Moskau und Kiew monarchistische Verschwörungen aufgedeckt worden sein. In Moskau hatten sich die Verschwörer Trotzki als Opfer ausersehen, den sie einfangen wollten. Die Moskauer „Prawda" veröffentlicht Mitteilungen über die Tätigkeit einer in Kiew aufgehobenen Spionagezentrale, des sogenannten Aktionszentrums. Nach diesen Angaben des kommunistischen Blattes soll die Hauptstelle dieser Spionageunternehmung im Jahre 1921 in Paris gegründet worden sein, um die verschiedenen Gruppen der russischen Emigranten zu einer Aktion gegen die Sowjetmacht zusammenzuschließen. Es sei eine Abmachung mit dem polnischen Generalstabe getroffen worden, nach welcher in Polen Agenten des Aktionszentrums sich niederlassen konnten, die dann die Entsendung von Spionen nach Rußland übernommen hätten. Die Kiewer Zweigstelle hätte vor allem die Entwendung von militärischen Geheimdokumenten aus dem Kiewer Stabe der Roten Armee und ihre Versendung nach Polen besorgt.

O. E. Kommunisten als Leiter der russischen Industrie. Bei 1152 industriellen Betrieben mit 517 000 Arbeitern und Angestellten ist über die Zahl und die Tätigkeit der kommunistischen Fabrikdirektoren eine Umfrage veranstaltet worden. Von den 1152 Direktoren der betreffenden Unternehmen waren 314 (32 Proz.) Kommunisten. Das Ergebnis der Umfrage hinsichtlich der Eignung der kommunistischen Direktoren für ihre Posten war folgendes: 210 wurden für geeignet erklärt, 102 für kaum genügend, 22 für ganz ungeeignet. Von den aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Direktoren wurden 60 Prozent als durchaus geeignet, 31 Prozent als wenig geeignet und 8 Prozent als ganz ungeeignet gekennzeichnet, gegenüber 68 Prozent geeigneten, 32 Prozent wenig geeigneten und 9 Prozent ungenügenden Direktoren aus anderen Ständen.

Der deutsche Petersburger Bibliothekenverein „Die Leuchte" wird im ersten, der deutschen wissenschaftlichen Arbeit im Ausland gewidmeten Novemberheft des „Auslanddeutschen" (Stuttgart) von Prof. A. Brock mit warmen Worten gewürdigt. 1917 begründet zur Erhaltung der Bibliothek des ehemaligen Sankt Petersburger Bildungs- und Hilfsvereins, hat „Die Leuchte" das Ziel verfolgt, edle Kulturinteressen ihrer Mitglieder zu fördern. Die Bibliothek wurde vor bald 100 Jahren von Gliedern der evangelischen Gemeinde ins Leben gerufen und umfaßt weit über 100 000 Bücher. Durch freiwillige Beiträge der Gemeinden und ihrer Glieder unterhalten, ging die Bibliothek in den Besitz des im Jahre 1908 begründeten Sankt Petersburger Deutschen Bildungs- und Hilfsvereins über. Da dieser Verein das gesamte gebildete Deutschtum der Residenz umfaßte (in der Zeit seiner Blüte zählte er gegen 2000 Mitglieder), so gewann die Bibliothek dadurch eine feste Existenzgrundlage und reichliche Mittel zur fortlaufenden Ergänzung ihrer Bestände. Jedoch wurde die Tätigkeit des Vereins 1914, nach Ausbruch des Krieges, stiftiert und erst 1917 gab der damals begründete Bibliothekenverein „Leuchte" der Bibliothek wieder einen festen Halt. Die „Leuchte" umfaßt gegen 400 Mitglieder (fast ausschließlich Deutsche) und läßt es sich angelegen sein — abgesehen von der Verwaltung und Mehrung der Bücher —, den Mitgliedern und eingeführten Gästen geistige Anregung und Förderung zu bieten, durch populär-wissenschaftliche Vorträge, literarische Abende, dramatische Vorstellungen, musikalische Abende, gemeinsame Lektüre.

Familien-Anzeigen

aller unserer gesch. Leser über Geburt und Tod, Unglücksfälle, Ernteerträgnisse, das Aufsuchen von Verwandten usw. veröffentlichen wir

kostenlos.

Wir bitten unsere Leser, hiervon **ausgiebig** Gebrauch zu machen, **um dadurch das Band der wolgadeutschen Zusammengehörigkeit zu stärken.**

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

Wieviel Kommunisten gibt es in Rußland? Mitte Januar wird eine Konferenz der russischen Kommunistenpartei aller Länder des Sowjetbundes-Gebietes stattfinden. Wie Sinowjew in der Petersburger Gouvernementskonferenz der Kommunistenpartei mitteilte, zählt die Partei auf dem ganzen Gebiet des Sowjetbundes jetzt 311 000 Mitglieder. Von diesen sind 54 000 Arbeiter, 61 000 Bauern, die übrigen 200 000 verteilen sich auf die Rote Armee und die Angestellten der administrativen und wirtschaftlichen Sowjet-Institutionen. Die Zahl der zur Aufnahme in die Partei vorgemerkten „Kandidaten" beziffert sich auf 92 000.

Die „krugowaja poruka" im Verkehrswesen. Durch eine neue strenge Verordnung ist zur Sicherung der Anlagen jeder Art auf den staatlichen Verkehrswegen und Telegraphenlinien gegen „systematische Beschädigung" eine Verantwortungspflicht der gesamten Einwohnerschaft des in Frage kommenden Bezirkes geschaffen worden, falls die Schuldigen nicht ermittelt werden können; die Einwohner der betreffenden Ortschaft haben dann für den Schaden aufzukommen.

Kurze Meldungen. Der neue **Eisenbahnverkehrsplan** bringt eine Verkürzung der Fahrtdauer zwischen Odessa und Charkow sowie zwischen Odessa und Moskau um sechs Stunden. — Durch eine Neuregelung der **Einkommensteuer**, die nur für die Arbeiter größere Vergünstigungen vorsieht, soll die staatliche Steuereinnahme 1923/24 um 10 Milliarden Goldrubel erhöht werden. — Nach amtlichen Angaben wurden am 1. November in Moskau 675 **verpachtete Betriebe** gezählt, davon 314 Bäckereien, 38 polygraphische, 86 Betriebe der Textil-, 64 der Metall-, 50 der Leder-, 44 der Nahrungsmittel-, 24 der Bau- und 23 der Holzbearbeitungsbranche. — Die Baukosten für eine **Untergrundbahn in Moskau** werden auf 120 Millionen Goldrubel veranschlagt. Wegen des Baues, der 5 Jahre dauern dürfte, wird mit französischen und tschechoslowakischen Firmen verhandelt. — In Moskau ist eine Export-Bank (10 Millionen Goldrubel) gegründet worden, die die Gegensätze zwischen den Exporteuren und dem Außenhandelskommissariat im Außenhandelsmonopol ausgleichen soll. — Auf dem Moskauer Metall- und Textilmarkt hat sich im November eine kleine Belebung gezeigt.

Von der Wolga

Feuerschaden und Mord. Gegen mittag des 1. Oktober wurden in Weizenfeld durch eine Feuersbrunst Stall und Heuschuppen des Bauern Zeitler eingeäschert. Ursache soll der unvorsichtige Umgang mit Feuer gewesen sein. Das Feuer hat auch das Getreide in den niedergebrannten Gebäuden vernichtet. Der Schaden ist sehr groß. — In der folgenden Nacht wurde in der Nähe des Dorfes ein Weizenfelder von Räubern ermordet und seiner Barschaft von einigen Tausend Rubeln beraubt. Der Ermordete war erst vor kurzem aus Sibirien in sein Heimatdorf zurückgekehrt und hatte sich für das ihm geraubte Geld eine Ziege kaufen wollen. In derselben Zeit wurden in Weizenfeld drei Pferde gestohlen. — Die Ernte war schlecht; die Kaufkraft der Bevölkerung ist gering.

Aus dem Kanton Frank wird mitgeteilt, daß die Ernte besonders in Rothammel, Seewald und Kautz schlecht ausgefallen ist. Im Durchschnitt wurden im Kanton 19 Pud Getreide von der Deßjatine geerntet. — Bis Mitte Oktober hatten die Bauern 33 Prozent der landwirtschaftlichen Steuer in Getreide und Geld beglichen. — Die Herbstwitterung war für die Feldarbeiten günstig. — Das Schulleben regt sich. — Die diesjährigen Wahlen in die Dorfräte des Kantons ergaben — nach einer Notiz der „Nachrichten" — 166 Gewählte, darunter 12 Frauen und 2 Kommunisten. Von 32 596 Einwohnern des Kantons sind nur 13 936 stimmberechtigt, d. h. diejenigen, die nicht zu den Dorfreichen, zur Bourgeoisie, zur Geistlichkeit und zu anderweitig entrechteten Personen gehören.

Die „Nachrichten", das Organ des Gebiets-Vollzugskomitees und des Gebietskomitees der Rußländischen Kommunistischen Partei, kündigen an, daß sie künftig nicht mehr täglich, sondern nur dreimal in der Woche erscheinen werden.

Einer lustigen Gesellschaft trinkfester Leute wurde in Balzer unlängst dadurch ein Ende gemacht, daß die Miliz (dortige Polizei) die „besten Trinker" mit einer sofortigen Zahlung von je 100 Goldrubel, die schwächeren von je 10 Goldrubel bestrafte. Getrunken wird noch immer ein Gefüff — Samogon genannt —, dessen Herstellung und Gebrauch von der Behörde rücksichtslos geahndet wird.

Politische Propaganda unter der wolgadeutschen Jugend. Als Abzweig der Kommunistischen Partei, die heute die Geschicke der deutschen Kolonien leitet, besteht in Pokrowsk ein Kommunistischer Jugendverband, dessen Aufgabe es ist, unter der städtischen und Dorfjugend des Gebiets der Wolgadeutschen kommunistische Propaganda zu treiben. Zweigstellen oder sogenannte Verbandszellen hat der Verband — nach dem Muster der Partei — in verschiedenen Dörfern. Wie groß die Zahl der Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes ist, ist uns nicht bekannt, doch ist einem Verbandsbericht zu entnehmen, daß die Mehrheit der Mitglieder und Zellen sich in den russischen Dörfern des Gebiets befindet. Der Bericht erklärt dies zum Teil damit, daß die russische Jugend wirtschaftlich schlechter dastehe und sich vom Eintritt in den Kom. Jugendverband materielle Vorteile verspreche. Die deutsche Jugend dagegen fürchte, daß die Kommunisten ihr etwas wegnehmen. Um die Tätigkeit des Verbandes unter der deutschen Jugend erfolgreich zu machen, empfiehlt der Berichterstatter, die Arbeit in den deutschen Dörfern zu beleben und deutsche Propagandisten aus der Sowjet-Partei-Schule in Pokrowsk dazu zu verwenden. In den deutschen Dörfern werde wenig Arbeit geleistet und vielerorts wisse man gar nicht, daß ein Kom. Jugendverband besteht. „Daß in den deutschen Dörfern", heißt es in dem Bericht, „die Arbeit nicht auf der Höhe steht und so wenig Mitglieder sind, liegt einzig und allein daran, daß die deutsche Bauernjugend zu wenig aufgeklärt ist und weiter nichts als die Religion anerkennt." Deshalb sei unter der wolgadeutschen Bauernjugend für den Kommunismus schwerer zu arbeiten.

„Die Weibsleut musse derhaam bleiwe!" Gelegentlich der diesjährigen Neuwahl des Dorfrats in Warenburg kam es zum Schluß, als gewählt wurde, zu einem interessanten Wortwechsel zwischen dem Vorsitzenden der Gemeindeversammlung und den Anwesenden. Der Vorsitzende hatte in seine Wahlliste auch Frauen aufgenommen. Das war den Männern jedoch nicht recht. „Die Frauen brauchen wir nicht im Sowjet" riefen sie wie aus einer Kehle, „die haben zuhause zu bleiben bei ihren Kindern und ihren Kochtöpfen!" Der Berichterstatter der „Nachrichten" fügt ernst den Wunsch hinzu, die Warenburger möchten sich nächstes Mal nicht der Einsicht verschließen, daß die Frau die gleichen Rechte wie der Mann hat und ihm gleichsteht. Diesmal wurden die Frauen von der Wahlliste gestrichen.

Lehrerkonferenzen haben gelegentlich des Schulbeginnes in diesem Herbst verschiedentlich stattgefunden, auf denen die Lehrer der betreffenden Kantons auf ihre Eignung für ihre Posten hin geprüft wurden. Hierbei wurden, wie in Frank, nicht wenige Lehrer als untauglich befunden; der Unterricht an den Schulen wurde ihnen untersagt. Den Prüfungen standen die Lehrer, z. B. in Seelmann, anfänglich nicht ohne Skepsis gegenüber. Auf den Konferenzen wurde auch die traurige Lage der Schulen allgemein beleuchtet, jedoch ist erfreulich zu erfahren, daß in das Dasein der Schule wieder Leben tritt. Die Lehrer selbst versuchen, wie z. B. in Balzer, durch gemeinsame Selbstbildung ihre Kenntisse zu erweitern und auch den an sie gestellten politischen Forderungen gerecht zu werden. Ueberall äußerten die Lehrer den Wunsch nach einem festen auskömmlichen Gehalt und dessen rechtzeitiger Auszahlung. Ueber die Bereitwilligkeit der einen oder der anderen Dorfgemeinde, ihre Schule tatkräftig zu unterstützen, wurde manches Erfreuliche berichtet. Doch kostet es Jahrelang äußerste Anstrengung aller, um die Schule wieder in Gang zu bringen und ihr zu ihrer vollen Bedeutng zu verhelfen.

Raubtiere. Ueber die Zunahme der Raubtiere in Osteuropa seit dem Weltkriege wird immer wieder geklagt. In den letzten 1½ Monaten sind allein im Gouv. Zarizyn nach behördlichen Feststellungen 1500 Stück Vieh von Wölfen zerrissen worden, so daß von den örtlichen Sowjets besondere Maßnahmen zur Bekämpfung der Raubtiergefahr geplant werden. Auch im Gebiet der Wolgadeutschen bilden Wölfe neuerdings wieder eine große Gefahr. In Holstein haben Wölfe kürzlich 15 Schafe mitten im Dorf zerrissen.

Starker Behördenabbau. Auf Vorschrift der Zentralregierung werden sowohl in den Hauptstädten Rußlands als auch in der Provinz die Behörden und die Zahl ihrer Angestellten stark vermindert (letztere um 30 bis 40 Prozent). U. a. werden die Ernährungsämter abgeschafft, ihre Funktionen werden den Finanzämtern übergeben. Die provinziellen Wirtschaftsbeiräte werden aufgelöst. Diese aus Sparsamkeitsgründen erlassene Vorschrift wird auch im Gebiet der Wolgadeutschen zur Durchführung erwogen.

Die Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung in den deutschen Kolonien ist noch sehr gering. Einige Nachfrage besteht nur auf Gegenstände der Mühlenindustrie. Landwirtschaftliche Maschinen kauft niemand, da sich die Bauernwirtschaften nur schlecht erholen. Hie und da sehen sich einzelne Wirte sogar gezwungen, Vieh zu verkaufen, da die Ernte nur gering war. Besonders ist die Ernte in den Kantons Kutkus, Solotoje, Marienthal und Krasnojar ausgefallen. Jedoch kann man zuverfichtlich voraussagen, daß eine Hungersnot wie 1921 nicht eintreten wird. Am schnellsten hebt sich wirtschaftlich die Bergseite, dank dem Handel, doch stockt gegenwärtig auch dieser und die Warenpreise sinken. Sarpinka wird mit 22 bis 24 Kop. die Arschin verkauft, Zitz mit 30 bis 45. Die Milch kostet in Pokrowsk 10 bis 12 Kop., die Butter 30 Kop., das Fleisch 12 Kop. das Pfund, eine lebende Gans 30 bis 40 Kop. Unglaublich billig ist das Getreide. — Die ersten Fröste sind Ende November eingetreten. Der Wasserstand der Wolga ist gestiegen.

Flugverkehr Kasan—Baku. Es wird die Einrichtung eines Flugverkehrs auf der Wolgalinie Kasan—Astrachan nach Baku mit auf russischen Fabriken gebauten Wasserflugzeugen geplant.

Verschiedenes

Der Heilige und das Federvieh. Ein wahrhaft bethlehemitisches Morden des Federviehs ist in Beludschistan plötzlich ausgebrochen, und ähnliche Nachrichten kommen aus Afghanistan und dem Penschap. Diese grausame Behandlung der nützlichen Hennen und Hühner kommt von einem Aberglauben her, nach dem das Geflügel Schlangen enthalten soll und ihre Eier Skorpione. Der Grund für diese Verfluchung der Hühner wird in einer Legende gesucht, die man von einem in Kandahar aufgetauchten Heiligen berichtet. Die morgendlichen Waschungen dieses frommen Mannes wurden eines Tages durch einen Hahn gestört, der dabei laut krähte und den Aerger des Heiligen erregte. Um ihn für seine unverschämte und respektlose Handlungsweise zu bestrafen, verfluchte der Heilige das ganze Federvieh und sagte, daß sie statt Hühner Skorpione ausbrüten sollten. Die abergläubische Bevölkerung nahm sich diesen Fluch so zu Herzen, daß man Hähne und Hennen für unrein und gefährlich erklärte, sich vor den Schlangen und Skorpionen, die sie enthalten sollten, fürchtete und ein grimmiges Schlachten unter ihnen veranstaltete. Die Regierung hat, um diesem sinnlosen Wüten Einhalt zu tun, jeden Hühnermord mit schweren Strafen bis zu 7 Jahren Gefängnis belegt. Aber da diese Gesetze nach den entfernten Teilen von Beludschistan und Afghanistan nur langsam kommen, so hat dort die Verfolgung der Hühner lange fortgedauert, und es soll in manchen Landesteilen alles Geflügel vernichtet sein.

Der Goldvorrat der Welt. Nach amerikanischen Angaben wird der in Form von Münzen oder Barren in den Kassen der Notenbanken, Privatbanken und Schatzämter der Welt befindliche Goldvorrat zu Ende 1922 auf etwa 8,75 Milliarden Dollar geschätzt gegenüber 8,20 Milliarden Dollar zu Ende 1921.

Vom Büchertisch

Der Schwäbische Volkskalender für das Jahr 1924 (Herausgegeben von der „Schwäbischen Volkspresse" im Verlag der Schwäbischen Verlagsanstalt A.-G. in Temesvar, Banat) ist eine für den neu erwachten Kampf des Banater Deutschtums um seine völkische Unabhängigkeit und Eigenart höchst charakteristisches und bemerkenswertes Sammelwerk. Die im September 1923 stattgehabte Zweijahrhundertfeier der deutschen Siedlungen im Banat hat dem schwer bedrängten deutschen Stamm im Südosten Europas nicht nur erneut die Erkenntnis seiner Deutschheit, sondern auch die Zuversicht auf den Erfolg des Kulturkampfes inmitten der Rumänen, Slawen und Ungarn gegeben. Die Rolle, die dabei das deutsche Buch besonders in der Form eines Volkskalenders zu spielen berufen ist, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Der „Schwäbische Volkskalender" wird seiner völkisch-aufklärenden Aufgabe im vollsten Maße gerecht. Er ist ein wahres Volksbuch, wie geschaffen zur Belehrung, Fortbildung und Stärkung der Banater Schwaben. Ein Spiegel der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Schwäbischen Volksgemeinschaft und des gesamten völkischen Lebens, ist er gleichzeitig ein nützliches Nachschlagewerk für viele praktische Fragen des Alltages. Eine große Zahl von eingestreuten heiteren und ernsten Erzählungen und Gedichten macht das Buch zu einem wertvollen Bestandteil deutscher Büchersammlungen.

Mit gleichen Aufgaben und demselben Gegenstand befaßt sich das XIV. Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt" (herausgegeben im Auftrage der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft Temesvar und der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft Leipzig-Gohlis von H. Grothe und K. v. Möller), das unter der Ueberschrift **„Das Banat"** ein Bild von dem Leben und Werden der deutschen Siedlungen zwischen der Theiß und den südlichen Karpathen zu geben bestrebt ist. Interessante Aufsätze des bekannten Geographen und Deutschtumsforschers Hugo Grothe, des schwäbischen Abgeordneten im rumänischen Reichstag, Karl von Möller, des kürzlich verstorbenen „Erzschwaben" und bedeutendsten Dichters des Banater Deutschtums, Adam Müller-Guttenbrunn u. a. m. unterrichten in wissenschaftlich-ernster und doch allgemeinverständlicher und fesselnder Weise über die Geschichte, die Sitten und Gebräuche, den Charakter, das Schrifttum und die Kämpfe der Deutschen im Banat. Jeder, dem Arbeit und Zukunft des deutschen Volkstums am Herzen liegen, sei auf dieses Heft hingewiesen. A. E.

Auskunftei

180. **Karl Justus**, Samara (Rußland), Sowjetskaja Uliza, Haus Boehm Nr. 85, aus Stahl im Gouv. Samara, Kuraman, sucht seinen Bruder Friedrich Georg Justus, zuletzt in der Firma Schönhals u Euchhorn in Argentinien.

181. Frau **Sanda Justus**, geb. Boehm (Adresse wie bei K. Justus), sucht ihre Schwestern Margarete Müller, Frau des Heinrich Müller und Katharina Schaefer, Frau des Konrad Schaefer, letzte Adresse wie bei Friedrich Justus, und ihre Brüder Heinrich Boehm und Victor Boehm, zuletzt in Nord-Amerika. Die Gesuchten sind aus Anterdorf (Gouv. Saratow) ausgewandert.

Briefkasten

Lehrer Jos. Rollhäuser, Arg. Sehr gern senden wir Ihnen den „Wolgadeutschen" unentgeltlich für Monatsberichte über das Leben bei Ihnen und in der Umgebung. Helfen Sie auch durch mündliche Werbearbeit mit, dem „Wolgadeutschen" neue Leser zuzuführen. Brief an Sie gesandt. Für die Anerkennung frdl. Dank!

Jakob Gerber, Arg. Lesegeld für 1924 erhalten. Frdl. Dank! Werbe-Buch gesandt.

✝

In der Nacht zum 4. Dezember verschied nach langem schweren Leiden im 21. Lebensjahr unser heißgeliebter Sohn, Neffe, Enkel und Bruder

Friedrich Bier

Sohn des ehemaligen Obervorstehers von Warenburg a. d. Wolga Friedrich Bier.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen

Alexander Bier.

Berlin-Wünsdorf, Anfang Dezember 1923.

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

BREMEN

AMERIKA

OSTASIEN-AUSTRALIEN

Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen

Reisegepäck-Versicherung

Nähere Auskunft durch

NORDDEUTSCHER LLOYD

BREMEN

und seine Vertretungen

General-Agenturen in Amerika:

New York 14/16 Pearl street — North German Lloyd —

Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Rußland — Amerika Deutschland

In allen drei leben Wolgadeutsche. Die einen interessieren sich für die anderen. Sie wollen auch wissen, was sich sonst in der Welt und was sich auf den Gebieten der Arbeit, des Wissens, der Bildung zuträgt. Sie wollen vergleichen, wollen sich bilden und haben auch Freude an guter Unterhaltung und an Bildern.

Wer bietet ihnen das?

„Der Wolgadeutsche"

Fortschrittliches Blatt f. Arbeit, Glaube u. Bildung

Preis: In **Deutschland** monatlich 15 Goldpfennig.
In den **U. S. A.** und in **Kanada:** jährlich 2½ Dollar.
In **Argentinien:** jährlich 7½ Pesos.

Werdet Bezieher! Werbt neue Leser!

Adresse der Redaktion:
Berlin W. 57, Yorckstraße 46 I.

Weser-Zeitung
BREMEN

Täglich 2 Ausgaben

Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.

Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.

Werbemittel ersten Ranges

durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Als Pastor im „rauhhärigen Krasnojar"!

Von Joh. Stenzel, Berlin *), Pfarrer an der Genezareth-Kirche.

(Schluß.)

Schon draußen am Jenisian, wenn ich den Weg von Schönborn nach Hoffental zum Konfirmandenunterricht machen mußte, hatten es mir die Trappvögel, die in jenen Steppen sich ungestört aufhalten, angetan. Damals erwarb ich mir für mein erstverdientes Geld eine Flinte und schoß manches Wild. In Krasnojar gab es zur Jagd reichlich Gelegenheit. Da waren die Wiesen, der Felsinger Teich, das Reinwalder Wasserloch, der Schuljar Bruch, und der Jagdkameraden gab es genug, aber der guten, zielsicheren Jäger wenig. Einer der besten war wohl der Kreisschreiber Kraus. Einmal lud mich der weit und breit bekannte, jetzt verstorbene Doktor Bolz zur Entenjagd nach Katharinenstadt. Das sollte für mich, den „Kolonier", eine große Ehre sein, denn die Katharinenstädter wollten ja immer ein Stück mehr sein als jeder Nicht-Katharinenstädter. Ob sie es auch waren, weiß ich nicht.

Auf der „Mordinsel", wo ein Häuslein in den ersten Jahren der Ansiedlungen nach Deutschland zurückstrebender Wolga-Kolonisten seinen meuchlerischen Tod gefunden hat, gelangen uns einige gute Treffer auf Wolga-Enten. Doch gingen mir viel mehr Gedanken geschichtlicher Erinnerung an jene von Heimweh verzehrten verunglückten Menschen durch den Kopf als die herumflatternden Vögel.

Jedesmal, wenn ich durch das stolze Katharinenstadt fuhr oder dasselbe auch nur streifte, sei es im staubigen Sommer, sei es im kältesten Winter, verfolgten mich diese Gedanken an altvergangene Zeiten der Kolonien.

Hier in unmittelbarer Nähe der Gemeinde Boaro lag ja der „Kirgisenberg", wo einst der brave Katharinenstädter Pastor Wernborner, als die Kirgisen wieder einmal aus ihren weitverlorenen Steppen einen Ueberfall auf Katharinenstadt und Umgegend gemacht und Menschen und Vieh mit fortgeschleppt hatten, mit einer Schar Kolonistenmannschaft ihre Verfolgung aufgenommen und den grausamen Tod mit vielen seiner Getreuen gefunden hatte. Wie ich später in Orenburg, wohin ich aus Krasnojar gegangen war, in den alten Kirchenbüchern gefunden habe, ist Pastor Wernborner von Katharinenstadt in Orenburg gewesen, kam von da nach Katharinenstadt, um hier bei seinen hessischen Landsleuten von seinem schrecklichen Tode — ihm wurde von den Kirgisen, nachdem man ihn mit einem Fallstricke vom Pferde gerissen hatte, die Zunge aus dem Halse geschnitten — erzählt zu werden.

Doch zurück nach dem stolzen Krasnojar! Denn stolz war es nicht weniger als jede unserer Wolga-Kolonien. Und das mit Recht. Jetzt erst, wo man so manches in der Welt gesehen und gekostet hat, denkt, beurteilt man seine Landsleute an der fernen Wolga ganz anders als damals, wo man die „Welt" nur durch ein kleines Guckloch gesehen hatte. Man sieht das Gute auch dort, wo es unmerklich schien, man hat mehr Sinn für das Einheimische gewonnen und vor allem auch mehr — Liebe.

Also stolz war auch Krasnojar vor allem auf sein Vieh und Gefährt. Besonders die Pferde, die waren prachtvoll gehalten im Winter wie im Sommer, und erst das Geschirr und dann noch die Schlitten. Der Schnee flog nur so, wenn die berufenen „Jämtschitti", ein Kreter, Franz, Zeitler, oder die blumen- und bändergeschmückten Hochzeitsgespanne ihre Fahrkunst zeigten. Eine wahre Lust war eine Fahrt nach Saratow auf der eisgefrorenen Wolga, und Einfahrt hatte man ja in den vielen „Einkehrhöfen", entweder bei Neubergers, Klein oder anderswo, in der Zarjanner Straße, diesem Sammelpunkte von Berg- und Wiesenseite.

Da traf man Leute aus allen Kolonien, da wurden Gedanken, Aussichten ausgetauscht, Wissens- und Neugierde suchten auf ihre Rechnung zu kommen. Doch das Schöne war, daß jedem, bei allem Respekt vor dem Eigentum des anderen, das seine das liebste war.

Auch mit seinen stolzen Pferden war jeder zufrieden, wenn er auch die Vorzüge anderer Tiere zu würdigen wußte. Gewiß, auch die Beidecker, Schillinger, Balzerer hatten schönes Gefährt, aber Kenner haben wissen wollen, als ob die Wiesenseiter ihr Vieh besser zu halten gewußt hätten. Andere erzählen wieder, diese Kenner seien selbst Wiesenseiter gewesen.

Die eben erwähnte Zarjanner Straße war am bewegtesten, wenn Weihnacht nahte, hatten doch die meisten stadtkundigen Kolonie-Leute gerade vor den Feiertagen manches an Einkäufen, Besorgungen zu erledigen, „Christkind" mitzubringen, während zu Hause die Kleinen die Tage bis zum Kommen dieses Christkindes mit seinen Gaben an Geschenken und süßem Eßwert an ihren Fingerchen abzählten und der Schulmeister mit den Schulkindern eifrig die schönen Weihnachtslieder einübte. Mit den Kleinen freute sich aber auch der Erwachsene auf dieses Fest.

Weißt du noch, lieber Leser, wie du mit den Deinen durch die schneeverwehten Dorfstraßen, das liebe Wolga-Gesangbuch unter dem Arm, deiner hellerleuchteten Kirche zugingst, wie überfüllt das Gotteshaus an diesem Tage war, wie Weihnachtschoräle Kirche oder Schulhaus durchfluteten, wie helle Stimmen der Kinder — auch deine war mit dabei — der Weihnachtsfreude, die alle erfüllte, Ausdruck gaben, wie du die alte Weihnachtsbotschaft so willig in dein Herz aufnahmst: „Euch ist heute der Heiland geboren"? Noch lange klang es später in deiner Seele nach: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". Es war so eine Festzeit wirklich das, was sie sein soll: ein Ruhetag der Seele nach getaner Arbeit.

*) Mit frdl. Genehmigung des Verfassers aus dem Vorwort zu dessen schönem Büchlein **„Wolgadeutsche Predigten und Lebenserinnerungen sowie Lebensbilder von der Wolga"**, soeben im Selbstverlag des Verfassers (Berlin-Neukölln, Saalestraße 40) erschienen. Das sehr empfehlenswerte Büchlein ist vom Verfasser selbst sowie durch uns zu beziehen. Preis: 1 Dollar, 3 Pesos oder 4 Goldmark. Bei Abnahme von 5 Exemplaren 10 Proz. Rabatt, von 10 Exemplaren 15 Proz., über 10 Exemplaren 20 Proz. Nord- und südamerikanische Bezugsquellen werden in der nächsten Nummer mitgeteilt.

Im alten Saratow

Von befreundeter Seite wird uns die nachstehende interessante Erinnerung an das Saratow vor dem Kriege zur Verfügung gestellt:

Ein Teil der zur Besiedlung des mittleren Wolgagebiets von Katharina II. nach Rußland berufenen Kolonisten ließ sich schon 1764 bis 1767 in der damals noch kleinen und unbedeutenden Stadt Saratow nieder. Ihre Zahl mag etwa 100 betragen haben. Es waren meist Handwerker, die in der Gegend der heutigen Deutschen Straße und Nikolskaja die „Nemezkaja Sloboda" gründeten. Doch schon nach wenigen Jahren ging diese deutsche Niederlassung infolge der Einnahme Saratows durch den Rebellen Pugatschew (9. August 1774) zugrunde.

Die geringen Ueberreste erhielten erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Verstärkung durch Zuzug aus den benachbarten Kolonien. Infolge von Mißernten und Uebervölkerung setzte von Zeit zu Zeit eine mehr oder minder starke Landflucht aus umliegenden deutschen Kolonien ein. Der Bodensatz dieser Bewegung wurde zur ansässigen wolgadeutschen Bevölkerung Saratows.

Im Vergleiche dazu spielte die Zuwanderung von Deutschstämmigen aus Süd-Rußland, dem Kaukasus, den baltischen Provinzen und dem Reich nur eine geringe Rolle. Es waren meist Aerzte, Rechtsanwälte, Beamte und Kaufleute. Noch bis zum Kriege bildeten sie eine besondere, von den „Kolonisten" unterschiedene Gruppe.

Die Wolgadeutschen in Saratow wurden vor dem Weltkrieg auf etwa 15 000 Seelen geschätzt, davon waren etwa ¾ evangelischen und ¼ katholischen Glaubens. Trotzdem sie weniger als ⅙ der Gesamtbevölkerung der Stadt ausmachten, war ihre Bedeutung für das wirtschaftliche Leben eine außerordentlich große. Die besten Geschäfte Saratows, Gasthöfe, Apotheken, Drogerien, Manufaktur- und Installationshandlungen, optische und Eisenwarengeschäfte waren in deutschen Händen. Als Schneider, Bäcker, Tischler, Dekorateure, Buchdrucker und Buchhändler arbeiteten sie für die reichste Kundschaft der Stadt und der Umgebung. Wolgadeutsche waren die Schöpfer und fast ausschließlichen Inhaber der berühmten Saratower Mühlenindustrie. Die größten Landmaschinen-, Pumpen-, Möbel- und Tabakfabriken waren deutsche Unternehmen. Auf der Börse spielten die Vertreter der wolgadeutschen Bourgeoisie eine oft ausschlaggebende Rolle. Die Arbeiter und insbesondere Angestellten dieser deutschen Unternehmen waren zum großen Teil Wolgakolonisten. In zahlreichen, sogar russischen, Häusern waren Frauen und Mädchen aus den Kolonien als Dienstboten angestellt. Der soziale Aufbau der wolgadeutschen Bevölkerung zeigte die größte Mannigfaltigkeit. Nur in den sog. freien Berufen (Aerzte, Schriftsteller usw.) trat der Einfluß der Kolonisten stark zurück: sie waren noch nicht genügend „verstädtlicht".

Daraus erklärt sich auch die verhältnismäßig große Armut des geselligen und des kulturellen Lebens überhaupt unter den Wolgadeutschen Saratows.

Mittelpunkt der geistigen Interessen, Hort des Deutschtums, der Ueberlieferung, Sitte und Sprache, einziges Gebiet der öffentlichen Meinung und der freien, organisatorischen Tätigkeit war einesteils nur die Kirche, dann — jedoch weniger — die Schule.

Es gab in Saratow ein evangelisches und ein katholisches Gotteshaus. Beide waren um 1870 herum in Stein erbaut worden. In der lutherischen Gemeinde wirkte der Probst und ein Pastor. Jede drei Jahre fand die Wahl des Kirchenrates statt, der für die praktischen Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen hatte. Die Wahlen wurden immer unter lebhaften Kämpfen und regster Beteiligung der Gemeindemitglieder vollzogen. Dabei traten besonders hervor die beiden Gemeindeparteien, der dem Probst anhängende sog. 1. Beichtkreis, meist kleinbürgerliche Kolonisten, und der 2. Beichtkreis, die dem Pastor zugetane Intelligenz.

Die katholische Gemeinde war viel einheitlicher und autoritativer organisiert. Saratow war der Sitz des Bischofs von Tiraspol und hatte für die katholische Kirche eine große Bedeutung wegen der vielen in der Beamtenschaft und dem Militär vorhandenen Polen. Eine Anzahl Pater sorgte für die geistlichen Ansprüche der Gemeinde, deren wolgadeutscher Teil aus ärmeren Leuten bestand.

Neben dem einflußreichen katholischen Priesterseminar bestand an der evangelischen Kirche die Kirchenschule. Sie wurde von rund 100 wolgadeutschen Kindern besucht und hatte das Programm einer Volksschule. Der Plan einer Erweiterung der Kirchenschule zu einer höheren Lehranstalt scheiterte immer wieder an dem Widerstand der russischen Regierung gegen die deutsche Unterrichtssprache. An sonstigen gemeinnützigen Einrichtungen ist nur noch das „Haus der Barmherzigkeit" zu nennen. Ursprünglich ein kleines Unternehmen zur Versorgung von alten Frauen und Waisenmädchen, wuchs es bald zu großer Bedeutung heran und befand sich in einem der schönsten Gebäude Saratows. Später wurde auch eine Abteilung für alte Männer und Waisenknaben errichtet.

Damit erschöpfte sich im großen und ganzen das öffentliche Leben der Saratower Wolgadeutschen. Alle anderen Einrichtungen und Veranstaltungen gingen hauptsächlich von der nichtkolonistischen deutschen Bevölkerung aus. Da bestand der „Deutsche Verein", der es nie zu großer Bedeutung gebracht hat, der „Deutsche Turnverein", in dem nie ein Wolgadeutscher erschienen ist, die „Deutsche Bibliothek", die von reichsdeutschen Kreisen eingerichtet und unterhalten wurde. Da waren endlich die jährlichen großen Veranstaltungen im „Haus der Barmherzigkeit" und im „Deutschen Verein", bei denen die Kolonisten nur die Zuschauer und höchstens Spender abgaben.

In den letzten Jahren vor dem Krieg begann sich jedoch auch hierin eine Wandlung zu vollziehen. In Saratow begann die „Deutsche Volkszeitung", ein wolgadeutsches Blatt, zu erscheinen. An der neugegründeten Saratower Universität tauchten die ersten wolgadeutschen Studenten auf. Eine wolgadeutsche Intelligenz war im Entstehen begriffen. Die Gefahr der Verrassung der Saratower Kolonistenbevölkerung stieg, sie vergrößerte sich durch die Eingehung von Mischehen. Dieser Entwicklung machte der Krieg und die Revolution ein jähes Ende. Neue Aufgaben entstanden, an deren Lösung gearbeitet wird.

Die Holz- und Mühlenindustrie in den deutschen Wolgakolonien

Der Volkswirtschaftsrat des Gebiets der Wolgadeutschen veröffentlicht amtliche Berichte über die Lage der Industrie im Gebiet, von denen uns die folgenden vorliegen:

Holz.

Eine bedeutende Belebung macht sich im Holzhandel bemerkbar. Sowohl von seiten der örtlichen als auch der Saratower Wirtschaftsorgane wurden große Nachfragen auf Holzmaterial gemacht. Die Pokrowsker Holzindustrie (Lesprom) führte eine Reihe großer Bestellungen für unsere Gebiets-Landverwaltung, für die Saratower Kommunalwirtschaft und andere aus. Gegenwärtig sind die Pokrowsker Holzunternehmungen mit der Ausführung großer Bestellungen für die Ural-Ural-Eisenbahn (100 000 Schneeschilde) und für die Saratower Tabak-Fabrik gew. Lewkowitsch (40 000 Kisten) beschäftigt.

Es macht sich auch eine verstärkte Nachfrage von seiten der Bauernschaft bemerkbar, auf die unsere Holzindustrie auch hauptsächlich rechnet. Jedoch bis jetzt ist unsere Bauernschaft noch viel zu schwach, um große Bestellungen auf Baumaterial zu machen.

Von den Schneidemühlen arbeiteten vom 1. Januar 1923 mehr oder weniger regelmäßig die Pokrowsker „Lenin" und „Roter Oktober", die in ein Unternehmen „Pokrowsker Lesprom" vereinigt sind. Eine Unterbrechung fand nur in den drei Sommermonaten (Juni, Juli, August) statt. Von den andern Holzunternehmungen arbeiteten: die Marxstädter „Engels" im Mai — 14 Tage, die Lauwer ebenfalls im Mai — 17 Tage, die schwimmende Schneidemühle „M. J. Kalinin" im Oktober und November 1922 und im September 1. J.

In allen Schneidemühlen wurden zusammen ungefähr 10 000 Kubikmeter (352 000 Kubikfuß) Holz gesägt.

Der Gesamtpreis der Produktion, nach den Marktpreisen gerechnet, beläuft sich auf 250 000 Rubel in Gold. Für das neue Operationsjahr wurden für die Mittel der Handelsabteilung und des Pokrowsker Lesprom, von der Staatsbank unterstützt, 90 000 St. Balken angekauft.

Mühlen.

Die Getreidemühlen sind zumeist dem Gebiets-Volkswirtschaftsrat nicht unterstellt. Im laufenden Jahre arbeiteten nach den Daten der Steuerorgane 106 mechanische Mühlen, von denen 9 der größten von dem Volkswirtschaftsrat ausgenützt wurden, 14 von kooperativen Vereinigungen und die übrigen von Privatpersonen. Windmühlen arbeiteten 534 und Wassermühlen 57.

Der Gebiets-Volkswirtschaftsrat verwaltete direkt vier Mühlen, die mit den Schneidemühlen vereinigt sind: 3 in Marxstadt und eine in Lauwe. Von diesen arbeitete eine in Marxstadt ohne Unterbrechung und die in Lauwe mit Unterbrechungen. Die Mühlen arbeiteten ausschließlich für die Bauern, da sie keine Mittel besitzen, um selbst Getreide aufzukaufen.

Auf dieselbe Art werden die Mühlen des Volkswirtschaftsrates auch in diesem Jahre arbeiten, d. h. soweit sie von der Bauernschaft mit Getreide versorgt werden.

Wolgadeutsche Feste

Wir Wolgadeutsche sind ein seltsames Volk, ein Volk mit vielen Heimatländern, ein Volk der Wanderer und Suchenden, der Unterdrückten und Vertriebenen. Die Sonne geht nicht unter in unserem Reich, sie darf auch nicht untergehen in unserem Herzen. Während ihre letzten Strahlen Abschied nehmen von den wogenden Gräsern der Steppe und den müden Wellen der Wolga, heben die zarten Finger der Morgenröte den Schleier der Nacht von der schlummernden Pampa und vergolden die zackigen Spitzen der Cordilleren. Mühsam schleppt sich der weißhaarige „Ellewadder" auf dem staubigen Wolgaer Steppenweg — sein Sohn jagt auf einem schnellen Auto zwischen den blühenden Gärten Californiens — die brüllende Herde treibt gleichzeitig sein Enkel zur Tränke am Rio de la Plata — während die „Schnerch" irgendwo auf den mächtigen Wogen des Weltmeers schaukelt oder der Freund in deutschen Heimkehrlagern um seine Zukunft bangt. Noch hält sie alle die Erinnerung an die Wolgaheimat zusammen, noch denken die meisten, nicht alle, mit Liebe zurück an die Stätte ihrer Kindheit. Aber auch sie werden die Sehnsucht nach der alten Heimat mit ins Grab nehmen. Stachen die Altkolonisten, die ersten Siedler an der Wolga, nicht auch mit der brennenden Wunde des Heimwehs nach — Deutschland? Viele schwere Jahre sind danach über unser Volk dahingegangen — und wir wurden Wolgadeutsche. Vielleicht werden sich noch hundert Jahren unsere Enkel „Pampadeutsche" oder „Californiadeutsche" nennen. Vielleicht werden sie auch vergessen, daß sie Deutsche sind. . . Jeder möge die Antwort in sich suchen.

Eins ist sicher, wir werden aufhören, Wolgadeutsche zu sein, wenn wir aufhören, wolgadeutsche Volkskultur zu pflegen und unsere Feste zu feiern. Und zum Teil haben wir schon damit aufgehört. Geistige, seelische und politische Not, Hunger und Arbeit haben manchen von uns unsere Feste vergessen lassen. Wer hat in den Flnten des Weltkriegs, der Revolution, des Hungers und bitteren Elends die Möglichkeit und die Lust gehabt, Weihnachten nach alter Sitte zu feiern? Wer feiert sie heute?

Ein anderes Bild aus der Weihnachtszeit: Argentinien: die Feldarbeit ist in vollem Gange. Vom frühen Morgengrauen bis in die sinkende Nacht arbeiten Wolgadeutsche im Schweiße ihres Angesichts auf den Aeckern. Wer vermag da, in ruhiger Beschaulichkeit das Fest zu feiern? Die Arbeit wartet nicht.

Sind wir Sklaven unserer Arbeit geworden? Arbeiten soll der Mensch, aber nicht wie ein Tier in dumpfer Stumpfheit den Blick auf den Boden geheftet, sondern er soll erhobenen Hauptes und mit deutschem Herzen die Ziele seiner Arbeit suchen.

Das ist der Sinn der Feste — Selbstbesinnung, Sammlung neuer körperlicher und seelischer Kräfte und nicht zuletzt Dankbarkeit zur Urquelle allen Lebens.

Feste sind das frohe Vermächtnis unserer Väter. Sie müssen uns heilig sein, wie uns die Erinnerung an unsere Eltern und Voreltern, an die trauten Spiele unserer Jugend heilig ist. Gemeinsam haben wir den fruchtbaren Boden der Wildnis, den Kirgisen, Kalmücken und Räubern entrissen, gemeinsam haben wir ihn mit unserem Blut und Schweiß gedüngt, mit unserer Hände Arbeit haben wir ihn aufgerissen und den Samen gestreut, gemeinsam haben wir die Früchte unserer Mühsal und Arbeit geerntet, laßt sie uns auch gemeinsam genießen. Wir wollen weiter unsere Volksfeste, unsere deutschen, christlichen Feste feiern, im Bewußtsein unserer Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit.

Immanuel Hert.

Die Mutter war's

Von Paul Bernhardt.

Da kam der Tod und riß sie aus dem Leben —
Die Mutter war's, für dich die halbe Welt,
Die dir das Leben hoffnungsvoll gegeben,
Die dich gestützt in deinem frühen Streben,
Die alle deine Sterne überhellt.

Die Mutter war's, wer könnte das vergessen,
Die Mutter, die dich liebevoll umschlang,
Zu deren Füßen du als Kind gesessen,
Aus deren Hand du erstes Brot gegessen,
Die dich geführt bei deinem ersten Gang.

Die Mutter war's, wenn Krankheit dich ergriffen,
Die weinend dann an deinem Bette saß,
Die Mutter war's, die deine Feinde haßte,
Die auch mit deiner Pein vereint verblaßte,
Die nur dein Herz aus ihrem Herzen maß.

Die Mutter war's, das bleibe deinen Sinnen,
Das ehre du, so lang' du liebst und lebst,
Das ruf' zurück bei jeglichem Beginnen,
Ob dir in Freude deine Stunden rinnen,
Ob du am End' im Todeskampfe bebst.

Ein Urteil über unsere hessischen Vorfahren von 1608. In Dielichs Hessischer Chronik von 1608 findet sich die folgende amüsante Charakteristik unserer hessischen Vorfahren von dunnemals: „Gleich wie nuhn die Hessen ein sehr arbeitsamb vnd hart volck, also achten sie sich sehr wenig besonderer leckerbißlein vnd niedlichkeit der Speisen, sondern nuhr allein, welche genugsamb ist zur erhaltung jhrer arbeitsamen Leiber, als frisch vnd geräuchert fleisch, speck, bratwürste, milch, käse, gesalzene butter, erbsen, rüben, auch eingesaltzt sauwer Kraut, haffernbrei, bonen vnd andere harte Speisen, wie auch vorweilen die alten Catten (die Stammväter der Hessen, die Red.) gebrauchet haben. Jhr getrank ist ein gemein dünbier, wiewol nicht ohne, daß sie auch an etlichen orten, besonders in Vnterhessen vnd der Grafschaft Waldeck auch gute bier brauwen, sich je bißweilen darin, wie auch in wein, so ist aus Francken, vnd insonders denen landen am Rhein gelegen, abholen, weitlich, in massen es dann leider in Teutschland ein gemeiner brauch ist, mit sauffen begehen. Darumb verwarten sie mit besonderm verlangen die Kirchmessen vnd jahrmärckte, vnd lassen es jhnen alsdann an fressen vnd sauffen nicht mangeln. Kompt als dann etwa einer, sey frembt oder nicht, seiner geschefft halber in das hauß, oder losament, oder gehet ein bekannter vor demselbigen ort, in welchem man die zeche helt, ruffen sie jhn an, reichen jhm einen trunck, vnd halten denjenigen, so jhnen solchen abschlegt, entweder for einen feind oder aber zum wenigsten for einen groben ungezogenen gesellen. Vnder dem gehen geben sie einander die hände, so oft einer dem andern zutrinckt. Wann sie anfenglich zusammen kommen, vnderreden sie sich zwar freundlich vnter einander, weret aber nur allein so lang, bis jhn das getränck in kopf steiget: Als dann fingen vnd ruffen sie also größlich, daß auch einer den andern nicht recht vernehmen kann. Wann sie nuhn erregter massen tolben, kommt es leichtlich zum gezeuck, vom gezeuck zu schlägen, ja auch bißweilen gar zum ermorden. Sihe das ist als dann der Lohn vnd nutzen, wenn man also auff den künftigen durst trinket.

Die ganze Woche ist diß volck in fleißiger vnd embsiger arbeit: Den Sonntag aber braucht es zur erquickung. Dann nach angehörtem wort Gottes vnd predigt haben die jungen leut jhre Belustigung etwa in spatzirengehen, in armbrust- oder büchsenschiessen, vnd sonst anderen kriegsübungen; die alten aber verfügen sich etwa in gesellschaft zum zechen, die jungen bowren aber halten vnderdessen jhre wunderlichen tänze, in denen sie aus allen jhren kräfften zu springen pflegen; besonders aber treibet man dieses orts in der Fastnacht, wann ohne das auch ganz Teutschland närrisch ist, viel wunderspiel in rennen vnd stechen, in Schwert- vnd Bügeltänzen."

Oelmühlen.

Die Oelmühle „Spartak“ in Balzer verarbeitete im verflossenen Jahre 23 691 Pud Sonnenblumenkerne, wovon 13 000 Pud die Handelsabteilung aufkaufte. 10 691 Pud wurden für die Bauern verarbeitet. Für die Bearbeitung der Sonnenblumenkerne nahm die Oelmühle 8 Pfund von einem Pud. Der Reingewinn von diesem Unternehmen ist sehr gering, und jetzt, nachdem die Preise auf das Oel noch gar im Fallen begriffen sind, ist es überhaupt zweifelhaft, ob die Oelmühle ihre Auslagen decken kann. Nichtsdestoweniger wurde sie vorderhand in das Arbeitsprogramm für 1923—24 des Gebiets-Volkswirtschaftsrates eingeschlossen. Rohmaterial wurde bis jetzt keines gekauft, und die Oelmühle muß vorderhand ausschließlich für Privatbesteller arbeiten.

Außer der Oelfabrikation ist bei der Mühle noch eine Einrichtung zum Lohemahlen vorhanden, die ebenfalls nur für Privatbesteller arbeitet.

In der Oelmühle sind 16 Arbeiter und drei Kanzleiangestellte beschäftigt.

Siedlung und Wanderung

Die Einwanderung nach Rußland. Der Ausschuß für landwirtschaftliche und industrielle Einwanderung beim Rate für Arbeit und Verteidigung teilt mit, daß zahlreiche Einwanderungsgesuche von Land- und Industriearbeitern aus Deutschland und anderen Ländern einlaufen. Im Wirtschaftsjahr 1922-23 betrug die Einwanderung von Land- und Industriearbeitern nach Rußland 1592 Personen, von denen 1142 Rückwanderer und 400 Einwanderer auf Amerika entfallen. An Werten haben die Rück- und Einwanderer im Durchschnitt 1500 Goldrubel pro Person mitgebracht, woraus ersichtlich ist, daß sie materiell sichergestellt sind. Der Ausschuß hat etwa 200 000 Deßjatinen (1 Deßjatine gleich 1,1 Hektar) Land, vorwiegend im Nieder-Wolgagebiet, Kuban- und Dongebiet, Nordkaukasus und Zentralrußland, für landwirtschaftliche Einwanderung zu vergeben. Es ist jedoch in Aussicht genommen, diese Fläche im Bedarfsfalle noch zu vergrößern. Die Zahl der Einwanderer, deren Unterbringung im Frühling und Sommer des nächsten Jahres möglich ist, wird auf 10 bis 15 Tausend eingeschätzt. Jedoch wird sowjetamtlich **gewarnt, daß die Einwanderer sich keinen Illusionen darüber hingeben sollen, auf wohleingerichtete Landstätten zu stoßen. Die Einwanderer müssen auf schwere Arbeit gefaßt sein.**

Der Rat für Arbeit und Verteidigung hat die Frage der Einwanderung nach Sowjetrußland erneut geprüft und beschlossen, die Einwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter und Sachverständiger zu erleichtern. Die Einwanderung von Industriearbeitern soll dagegen nach wie vor auf ein Mindestmaß von besonderen Spezialisten und Qualitätsarbeitern beschränkt bleiben. Im Rat für Arbeit und Verteidigung wurde ferner das Gesuch eines Prof. Lamm (?) geprüft, der mit 870 **Deutschen** in Rußland eine **Ansiedlung** gründen und dazu 100 000 Deßjatinen Land pachten will. Der Rat entschied, daß dem Plan grundsätzlich keine Bedenken entgegenstehen; die Einzelheiten sollen vom Volkskommissariat für Landwirtschaft bearbeitet werden. Die deutschen Ansiedler verfügen über 1 Million Goldrubel und landwirtschaftliches Inventar.

Deutschland und Rußland

O. E. Neue Verträge. Die Sowjethandelsvertretung hat mit der Stock-Motorpflug-A.-G. einen Vertrag über Lieferung von Traktoren auf Konsignationsgrundlage geschlossen. Die Firma liefert einen Posten für russische Verhältnisse geeigneter kleiner Traktoren. Wenn die Ware nicht innerhalb von zwölf Monaten verkauft ist, wird sie zurückgenommen. Die Firma erhält die normalen Marktpreise ohne Anrechnung der Differenz zwischen dem Verkaufspreise in Rußland und dem Marktpreise in Deutschland. Zahlungen für die tatsächlich verkauften Traktoren haben zu bestimmten Terminen zu erfolgen. Der erste Posten beläuft sich auf etwa 100 000 Dollar.

Unter ähnlichen Bedingungen ist ein Vertrag mit der bekannten deutschen Firma Merck auf Lieferung von Medikamenten für ein Moskauer Konsignationslager im Werte von 300 000 Dollar abgeschlossen worden. Die Ware ist der Sowjethandelsvertretung in Berlin bereits übergeben worden.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Die Siebenbürgener Sachsen — ein Muster des Deutschtums. Die Kolonisten, die vor fast einem Jahrtausend das von hohen Waldgebirgen umgebene Hügelland von Siebenbürgen besiedelten, sind in ihrem beständigen Kampf für ihre deutsche Art und Sitte zu besonders bewußten Deutschen geworden, die den Reichsdeutschen und auch uns in so mancher Hinsicht als leuchtendes Vorbild dienen können. Das betonte Prof. Fritz Jaeger in einem Vortrag, den er in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt. Der ungarische König Geisa II. rief im 12. Jahrhundert Deutsche aus der Moselgegend als Ansiedler in dieses Land, und sie schufen hier ein Grenzbollwerk Mitteleuropas gegen den Orient, sind bis auf den heutigen Tag die Kulturbringer in Siebenbürgen gewesen und haben dem von ihnen besiedelten Teil des Landes den Stempel deutscher Kultur aufgeprägt. Da nach dem mittelalterlichen Sprachgebrauch alle Deutschen „Sachsen“ genannt wurden, so haben sie diesen Namen beibehalten: sie bilden mit etwa 224 000 Seelen nur ein kartes Zwölftel der Siebenbürgener Bevölkerung und leben in Sprachinseln mit Rumänen und Madjaren vermischt, während es rein deutsche Gebiete nur in vereinzelten Dörfern gibt. Diese Sachsen haben ihr deutsches Volkstum in Sprache, Blut und Sitte sich durch ein Jahrtausend bewahrt; ursprünglich ein Bauernvolk, haben sie frühzeitig auch einen Gewerbe- und Handelsstand entwickelt. Jetzt sind sie als einzige unter den Siebenbürgischen Völkern zur Großindustrie übergegangen. Der Anschluß an Rumänien bedeutet für die Sachsen im allgemeinen eine Verschlechterung, denn sie fühlen sich „aus Mitteleuropa nach dem Orient versetzt“. Doch hat die deutsche Industrie durch den Zollanschluß an ihr natürliches Absatzgebiet Rumänien einige Vorteile gehabt. Politisch sind die Sachsen mit den anderen Auslandsdeutschen in Rumänien, die im Banat, der Bukowina, in Beßarabien und Altrumänien leben, zu einem Volk von 725 000 Seelen zusammengeschlossen. Da die Deutschen in Rumänien nur 4,3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind sie treue rumänische Staatsbürger, die aber an ihrem Deutschtum als ihrem höchsten Kulturgut zäh festhalten. Die rumänische Agrarreform hat den Deutschen viel Boden fast ohne Entschädigung weggenommen, und auch in der Schulfrage hat man sie benachteiligt, aber man darf hoffen, daß die Rumänen mehr und mehr erkennen, wie wertvoll die Deutschen für sie sind, und daß sie ihnen dann volle Freiheit lassen werden.

B.

Das Schaffen der Lebenden

IV.

Prof. Dr. Karl Lindemann.

L.-ck. Als im Weltkrieg die Zarenregierung die bekannten schweren Ausnahmegesetze gegen die deutschen Kolonisten in der Kriegsfrontzone erließ, fand sich unter den rußlanddeutschen Akademikern einer, der den Mut aufbrachte, hiergegen öffentlich aufs schärfste zu protestieren: der Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Petrowsk-Rasumowsk bei Moskau Dr. Karl Lindemann. Der Schwerpunkt seines Protests, die selbst von der demokratischen Presse Moskaus und Petersburgs aus Furcht vor der Polizei totgeschwiegen wurden, lag in der wirtschaftlichen Vorbildlichkeit und Bedeutung der drangsalierten Kolonisten. So schwerwiegend, ja so selbstverständlich die von Prof. Lindemann vorgezeichnete, statistisch nachgewiesene Bedeutung dieser Kolonisten war, die Proteste verhallten. Unter den Manuskripten der russischen Redaktionen und den Zuschriften an hohe und höchste Staatsbeamte blieben sie unerledigt liegen. Lindemann ließ seine Ueberzeugung und seine gerechte Entrüstung aber nicht schweigen: er sammelte die eine überzeugende Sprache sprechenden Materialien in einem Buch, das er als Manuskript drucken ließ, von dem der Schreiber dieser Zeilen seinerzeit auch eines zugesandt erhielt; leider ist es auf meiner Flucht nach Deutschland im Herbst 1921 von den polnischen Behörden beschlagnahmt worden. Jenes Werk Lindemanns (heute schon mehrbändig) ist nicht nur für die Vorgänge in den Kolonien während des Krieges, sondern für die Wirtschaftskraft der Kolonisten im Westen, Süden und Osten Rußlands auch im allgemeinen von größter geschichtlicher Bedeutung. Wird einmal die Geschichte der Deutschen in Rußland seit 1914 geschrieben, so wird der Name Prof. Lindemanns als eines der mutigsten Vorkämpfer für die deutschen Kolonisten mit an der Spitze stehen.

Prof. Lindemann steht heute im 80. Lebensjahr. Aber er ist noch rüstig mitten in der theoretischen und praktischen wissenschaftlichen Arbeit. Seine letzte größere Leistung ist die Bekämpfung der Heuschreckenmassen in der Krim im Jahre 1922; hiermit hatte ihn das Zentralvollzugskomitee der Krim, wo Prof. Lindemann seit 1921 am Landwirtschaftlichen Institut und am Institut für Spezialkulturen tätig ist, beauftragt. Am Landwirtschaftskommissariat der Krim ist Lindemann ausschlaggebender wissenschaftlicher Konsultant.

Prof. Lindemann, der am 26. Oktober 1844 als Sohn eines hochgeachteten Arztes in Nijhni-Nowgorod geboren wurde, hat eine vierjährige, reiche und von vielen großen Erfolgen gekrönte wissenschaftliche Arbeitszeit hinter sich. An der Akademie in Petrowsk-Rasumowsk war er seit 1865 tätig; 1870 verlieh sie ihm den Professorentitel. Seine Ausbildung (anfänglich Medizin) erhielt er wie so viele andere rußlanddeutsche Akademiker in Dorpat. Dem speziellen Studium der Schädlinge in Rußland, seinem Spezialfach bis heute, wandte er sich später zu. Lindemann hat eine ganze Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke*) verfaßt und ist durch seine erfolgreiche Arbeit auch weit außerhalb der Grenzpfähle Rußlands bekannt. Durch die Erforschung des Lebens der Schädlinge in Rußland (besonders der Hessenfliege, der Borken-, Mais-, Tabak- und Kornkäfer) und durch die Ausfindigmachung der Mittel zu ihrer Bekämpfung hat Lindemann sich um das Gedeihen der russischen Landwirtschaft, der Wälder und Gärten die größten Verdienste erworben. Unzählige Gelehrte verdanken ihm ihre Ausbildung, neue Arbeitsmethoden, neue wissenschaftliche Grundlagen. Hier ist von Interesse zu vermerken, daß ein Bruder Lindemanns (Eduard) durch seine 30jährige Tätigkeit an der Sternwarte zu Pulkowo bei Petersburg weltbekannt geworden ist; ein Sohn Lindemanns ist ebenfalls Professor. Sowohl im Auftrage des zarischen Landwirtschaftsministeriums als auch der Landwirtschaftsämter der Sowjetregierung hat Prof. Lindemann große Studien- und Vortragsreisen durch die verschiedensten Gebiete Rußlands gemacht. Die Aufklärung über die Bekämpfung der Schädlinge, die er dadurch auch in weite Bevölkerungskreise getragen hat, ist unschätzbar. Seine letzte große Reise machte der greise Gelehrte 1919—21 durch Dörfer und Städte des russischen Südens und Südostens, wo er überall aufklärend und forschend tätig war.

Ueber seine Beziehungen zu den Sowjets urteilt die Moskauer deutsche Halbmonatsschrift „Die Arbeit“ in einem Lindemann restlos würdigenden längeren Artikel, dem wir einzelne Daten entnommen haben, u. a. wie folgt: „Zwar verrät seine anfängliche politische Einstellung, soweit sie in der Wahl der Parteizugehörigkeit besteht, daß ihm in politischen Dingen der Scharfsinn, der ihn in seiner Wissenschaft auszeichnete, fehlte. Aber das mag nur dem Einfluß der damals herrschenden Ideologie zuzuschreiben sein. Im Grunde hat das Herz unseres greisen Wissenschaftlers immer für das schaffende Volk geschlagen, dem er speziell seine Forschungsarbeit widmete. Das hat sein unumwundenes Mitarbeiten mit der Sowjetregierung in der Krim gezeigt, besonders im Dienst der Aufklärungsarbeit (seine Lektionen an der kommunistischen Parteischule über Landwirtschaft und Naturwissenschaft, auf Lehrerkursen usw.).“ Man darf in die Diagnose der „Arbeit“ bezüglich des mangelnden politischen Scharfsinns Lindemanns vielleicht einige Zweifel setzen, interessant ist aber zu vermerken, daß in Rußland eine Aera der vollen Würdigung der Wissenschaftler begonnen zu haben scheint. Neuerungen in Sowjetrußland werden verständlicherweise im Ausland noch immer mit größter Vorsicht aufgenommen, sollte die Würdigung der Träger der Wissenschaft aber auf ein neues Gleis gestellt sein, so wäre das nur zu begrüßen.

In diesem Sinne schließen wir unsere Glückwünsche für Prof. Lindemanns Arbeit den Schlußworten der „Arbeit“ an: „Wir wollen von Herzen wünschen, daß unser hochbetagter Forscher noch recht lange seine große Erfahrung dem Bauerntum und unserer Landwirtschaft zugute kommen lassen und in Ruhe seinen Lebensabend verbringen möge. Das, was Karl Eduardowitsch geleistet hat, sichert ihm die liebevolle Anerkennung und Schätzung aller Landwirte und des Staates. Möge die russische entomologische Wissenschaft in den Fußstapfen ihres verdienten Begründers weiterwandeln und endlich uns dem Ziele näherbringen, unsere Landwirtschaft von einer ihrer größten Plagen zu befreien.“

*) Demnächst erscheint im Zentral-Westverlag in Moskau sein neuestes umfangreiches Werk in deutscher Sprache „Die Getreideschädlinge Rußlands“.

Aus Emigrantenkreisen

Streit in der russischen Kirche Amerikas. Ein ungewöhnlicher Streitfall zwischen den beiden Richtungen der russisch-orthodoxen Kirche Amerikas liegt den New Yorker Gerichten zur Entscheidung vor. Es handelt sich darum, festzustellen, welche der beiden Gruppen zur Herrschaft und zur Verfügung über die Millionen von Dollars berechtigt ist, die der russisch-amerikanischen Kirche gehören. Der Pope Johann Kedrowski, der behauptet, vom neuen heiligen Synod zum Erzbischof von New York ernannt zu sein, klagt mit dem Antrag, ein Urteil zu erlassen, kraft dessen der Metropolit Platon zur Räumung des erzbischöflichen Palais gezwungen wird. Demgegenüber verweist der Beklagte, der vom Patriarchen Tichon ernannt worden ist und von der amerikanischen Episkopalkirche gestützt wird, darauf, daß der nach der Absetzung Tichons gebildete heilige Synod ungesetzlich sei. Die Lage wird noch besonders durch den Umstand erschwert, daß der neue Synod unter einer von den amerikanischen Staaten nicht anerkannten Regierung eingesetzt wurde. Auf Grund dieses Umstandes dürfte sich auch das amerikanische Gericht für unzuständig erklären.

O. E. Rückkehr nach Rußland. In Sewastopol traf in diesen Tagen ein Dampfer mit einer Gruppe von Soldaten der sogen. Wrangel-Armee ein, die nach dem Zusammenbruch der sowjetfeindlichen Bewegung in der Krim ins Ausland geflüchtet waren. Die Sowjetpresse meldet, daß die Zurückgekehrten eine Loyalitätserklärung abgegeben hätten. Die sowjetrussische Botschaft in Warschau teilt mit, daß mehrere Führer der ehemaligen Petljura-Armee um Amnestie und Erlaubnis zur Rückkehr in die Ukraine gebeten haben; 700 Soldaten sind bereits nach erteilter Amnestie in die Ukraine zurückgekehrt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Von langer Reise zurück. Der Hamburger Dampfer „Pionier“, der als erster im Sommer vorigen Jahres die Fahrt durch das russische Marien-Kanal-System nach dem Kaspischen Meer aufnahm, ist nunmehr wieder von seiner langen Reise aus Persien durch das Kaspische Meer und die russischen Ströme mit einer sehr wertvollen Ladung in Hamburg eingetroffen.

Rußlands erstes Luftschiff. Auf Betreiben der Gesellschaft der Förderer der Luftflotte ist, wie der Ost-Expreß meldet, der Bau des ersten lenkbaren Luftschiffes in Sowjetrußland in Angriff genommen worden. Das Luftschiff soll 50 Meter lang sein und eine Tragfähigkeit für 4 Personen haben.

Meßmethoden für die Intelligenz. Seit geraumer Zeit schon beschäftigen sich amerikanische Psychologen angelegentlich mit dem Problem, die Intelligenz eines Individuums durch exakte Bestimmungsmethoden festzustellen. Diese Versuche werden insbesondere an der Leland Standford Universität von Professor Lewis M. Terman und seinen Assistenten dadurch ausgeführt, daß den Prüflingen verschiedene Probleme zur Lösung aufgegeben werden. Die bei einer der letzten Prüfungen gestellten Aufgaben waren die folgenden: 1. Es sollen restlose Definitionen der Begriffe von schwierigen Worten gegeben werden, deren Schwierigkeit sich andauernd steigert. 2. Der Prüfling hat den Widersinn von Behauptungen zu erweisen, wie etwa der nachstehenden: ein Ingenieur erklärte, daß die Bewegungsgeschwindigkeit eines Zuges sich in dem Grad der Anzahl der Waggons steigert. 3. Es sollen zwei einfache Zeichnungen von Gegenständen angefertigt werden, nachdem der Prüfling diese zehn Sekunden betrachtet hat. 4. Er soll eine Periode von 50 Worten lesen und nach beendeter Lektüre sofort 8 der in ihr enthaltenen Hauptwörter nennen. 5. Es sind von drei zwei Fragen, wie etwa die folgende, korrekt zu beantworten: Weshalb sollen wir eine Person mehr nach ihren Handlungen als nach ihren Worten beurteilen? 6. Es sind innerhalb von 3 Minuten 60 dem Auge wohlgefällige Gegenstände zu nennen. — Wer alle diese Fragen gut beantwortet, wird auf ein geistiges Alter von zehn Jahren eingeschätzt, das sich je nach der Zahl der Irrtümer von zehn bis null vermindert. Den Intellektual-Koeffizienten erhält man, indem man das geistige Alter mit dem chronologischen Alter dividiert. Hat beispielsweise eine Person von 12 Jahren das geistige Alter von 6, so hat sie einen Intellektual-Koeffizienten von 0,50 und eine Person von 10 Jahren, die nach der Prüfung auf ein geistiges Alter von 5 eingeschätzt ist, hat denselben Intellektual-Koeffizienten. Diese Meßmethode gründet sich auf die durch Vererbung erworbene Intelligenz, aber nicht auf die durch Schulbildung erworbenen Kenntnisse.

Wissenschaft und Politik in Rußland. In Moskau fand kürzlich ein „Kongreß der Wissenschaft und des Proletariats“ statt, der der Milderung der zehrelangen Gegensätze zwischen der russischen Gelehrtenwelt und der Sowjetregierung dienen sollte. Von der Regierung sprachen Lunatscharski und Stuwjew. Trotzki war infolge einer offiziell umschleierten Krankheit nicht erschienen. Anwesend waren insgesamt 3000 Personen. Wie offiziös hierzu mitgeteilt wird, faßte der „Kern“ (?) der anwesenden Gelehrten einen friedfertigen Beschluß über die Zusammenarbeit zwischen den bisher feindlichen Lagern.

Der allrussische Wettbewerb für Lastkraftwagen. Vor einiger Zeit fand in Rußland eine Prüfungsfahrt für Personenfahrzeuge statt. Sie endete mit dem Siege deutscher Marken. Im Anschluß daran fand ein viertägiger internationaler Wettbewerb für Nutzfahrzeuge auf der Straße Moskau—Twer—Wischin—Wolotschok—Twer—Moskau statt. Der erste Preisträger und Gewinner des Wanderpreises, Ingenieur Krause, der im Auftrage der Vogtländischen Maschinenfabrik und mit deren Wagen an diesem allrussischen Wettbewerb teilnahm, gibt darüber eine sehr anziehende Schilderung. Er weist darauf hin, daß die Zulassungsprüfung mit außerordentlicher Gründlichkeit erfolgte. Auch die Fachkenntnis, über die die Funktionäre des Fahrtausschusses verfügten, setzte ihn in Erstaunen. Krause wurde bei der Preisverteilung Anwärter auf den Wanderpreis, der zweimal hintereinander oder dreimal außer der Reihe gewonnen werden muß. Der Wanderpreis als höchste Auszeichnung besteht aus einem mit Edelsteinen besetzten Silberhumpen von 2 Kilogr. Gewicht.

Wie die russische Steppe nach Berlin kommt. Die Welt, die einstmals so groß und weit war, ist recht eng geworden. Das bewirkt nicht allein Dampf und Elektrizität, sondern neuerlich auch der Film. Dieser ließ inmitten der Kulturstaaten, dicht vor den Toren vieler Großstädte Negerdörfer, indische Tempelbauten, chinesische Paläste und vielerlei sonstige Wahrzeichen aus allen Erdteilen erstehen; er schuf Filmstädte, die alles auf engstem Raume vereinigt enthalten, was die Welt anschaulich bietet. Es vereinigen sich hier der dunkle Erdteil, Indien, Japan, Spitzbergen, russische Steppe und norddeutsche Meeresklippen zur schönsten Harmonie. Man findet die ganze Welt vereinigt auf wenigen tausend Quadratmetern vor den Toren großer Filmindustrieorte.

In Deutschland steht Berlin mit den Filmstädten Woltersdorf, Weißensee, Neubabelsberg, Tempelhof usw. an der Spitze. Beachtenswert ist auch die Filmstadt Stellingen bei Hamburg und neuerdings auch Münchens Emelka-Gelände. Ausgegangen sind die Filmstädte natürlich von Amerika. Dort hat man regelrechte große Städte errichtet, deren Bewohner ausschließlich im Dienste des Films sind. Sie bewohnen die stabiler als in Deutschland gebauten phantastischen Gebäude und Paläste und nützen so die kostspieligen Bauten doppelt aus.

Der Zweck der Filmstadt ist, die Möglichkeit zu Massenaufnahmen zu haben und zugleich die Aufnahmen sämtlich an einem Orte stattfinden zu lassen. Die großen Reisen nach Afrika, Indien, Japan werden dadurch überflüssig und man kann unbehindert arbeiten. In Anbetracht der riesigen Kosten, die beispielsweise die Errichtung ganzer Straßenzüge mit indischen Dschungeln, Hütten, Palästen und Buddhatempeln verursacht, hat man auch die Bauluckeiten stehen gelassen, um sie immer wieder zu anderen Filmen verwenden zu können. So kommt es, daß man heute vor den Toren von Berlin und Hamburg alle fünf Erdteile vereinigt findet.

In der Nähe freilich erlebt man einige Enttäuschungen. Die für die photographierten Aufnahmen außerordentlich grell bemalten Fassaden der einzelnen Tempel und anderen Bauten stören. Die Naturtreue erlebt man erst hernach, wenn alle landschaftlichen Szenerien auf dem Zelluloid des Filmstreifens verewigt sind. Aber wenn man längere Zeit in der afrikanischen Wüstenstadt oder dem japanischen Dörfchen, oder dem Negerdorfe herumgewandert ist, gewöhnt man sich an die Starrheit der leblosen Straßen, Gassen und Plätze, die erst bei den Aufnahmen zu eigentlichem Leben erwachen. Da huschen langbärtige Priester, echte Neger, zopftragende Chinesen, mittelalterliche Soldaten, Seeleute usw. umher. Es wird da kommandiert, gefchrien, Aufstellung genommen, Pferde, Esel, Elefanten, Kamele tauchen auf. Autos flitzen vorüber. Elektarren kommen gemächlich, elegante Kutschen, daneben Bauernschlitten. Alles in wirrem, krausem Durcheinander. Gefährte, Geräte, Menschen. Alle Nationen, alle Rassen. Und der Regisseur hält dieses Durcheinander auseinander, ordnet das scheinbare Wirrwarr, und es ersteht ein geschlossenes, später mehr oder weniger prächtig wirkendes Filmband mit Hilfe seiner Operateure, die alle diese Aufnahmen eifrig und hingebungsvoll „drehen“.

Epere.

Aus Natur und Geschichte

Die Schicksale baltischer Schlösser. Das lettländische Arbeitsministerium hat, dem Ost-Expreß zufolge, die Restaurierung des Schlosses in Mitau beschlossen, das 1919 während der Kämpfe, die die Entstehung des lettischen Staates begleiteten, völlig ausbrannte. Das Schloß ist im 18. Jahrhundert von Rastrelli für die kurländische Herzogsdynastie Biron erbaut worden. Ein anderes historisches Schloß, Kokenhusen an der Düna, soll als Sommersitz für den lettländischen Staatspräsidenten eingerichtet werden. Dieses Schloß wurde vom deutschen Ritterorden zur Zeit seiner Herrschaft über Livland erbaut und gehörte bis zur Enteignung der Rittergüter durch den lettländischen Staat einem deutsch-baltischen Adelsgeschlecht.

Die Verteilung des Waldes in Rußland. Fast zwei Fünftel des europäischen Rußland oder ungefähr 155 Millionen Deßjatinen sind mit Wald bestockt. Die Wälder verteilen sich auf die einzelnen Bezirke sehr ungleichmäßig. Noch ist Rußland sehr reich an Wäldern; je weiter man nach Süden kommt, desto seltener werden Forsten, und in den südlichen Gouvernements fehlt der Wald völlig. In dem nördlich vom Schwarzmeergebiet gelegenen Gürtel des europäischen Rußlands (24 Gouvernements) nehmen die Wälder mehr als die Hälfte des gesamten Gebietes ein, während südlich davon nicht weniger als ein Sechstel des Landes von Wäldern bedeckt ist. In den fünf nördlichen und nordöstlichen Gouvernements (Archangelsk, Wologda, Olonjezy, Wjatka und Perm) befinden sich etwa zwei Drittel des gesamten Waldbestandes des europäischen Rußland.

„VORM TOR"

Unterhaltungsbeilage zu der Halbmonatszeitung „Der Wolgadeutsche"

Für: Humor, Laune, Späße, Sonne und Frohsinn, Fortschritt, Belehrung und Vernunft, : : : : desgleichen Hiebe : : : :

Gegen: Spieß- und Schildbürgertum, Undeutschheit, Waschkasserei, Hinterlist, Griesgrämlichkeit und allerlei ähnliches und Schlimmeres

Beilage zu Nr. 24/42 des Wolgadeutschen | Nr. 4 (15. 12. 23) | :: Erscheint nachdem sie gedruckt ist ::

Hochzeitsbräuche in Hessen

Von Alfred Bock.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß sich an der Wolga bis zur großen Hungersnot viele Sitten und Gebräuche aus den deutschen Stammländern erhalten haben. Aus der Feder des bekannten hessischen Schriftstellers Alfred Bock bringen wir nachstehend eine Schilderung der Hochzeitsgebräuche in Hessen, von denen wir so manche noch heute unter den Wolgadeutschen wiederfinden.

Die Schriftleitung.

Schon während der Schulzeit vereinigen sich gleichaltrige Mädchen zu einer „Gesellschaft". Zu einer Gruppe halberwachsener Mädchen gehören einige Burschen, die noch keine ernstlichen Absichten zu haben brauchen. Ein paar Jahre später, und der Bursche sucht sich sein Mädchen heraus, mit dem er „geht". Den jungen Leuten wird unter dem Landvolk die größte Freiheit gewährt. Der Bauer versteht unter „Liebe" etwas wesentlich anderes als der Städter. Liebe ist ihm gleichbedeutend mit christlicher Freundlichkeit, Barmherzigkeit und Wohltätigkeit. Liebe im Sinne von Verliebtsein ist in seinen Augen etwas Albernes und Lächerliches. So erklärt es sich, daß bäuerliche Braut- oder Ehelente selbst die vorhandene gegenseitige Neigung vor andern weder durch Wort noch durch Benehmen zu verraten pflegen. Bei der Heirat auf dem Lande geben lediglich praktische Erwägungen, vor allem die Vermögensverhältnisse den Ausschlag.

Die meisten Hochzeiten stehen zwischen dem 20. und 25. Jahre. Die frühen Liebeleien, wie sie jetzt auf dem Lande gang und gäbe sind, kannten unsere Vorfahren nicht. Vor dem zwanzigsten Jahre mit einem Weibe zu tun zu haben, galt ihnen für die höchste Schande; auch die Mädchen eilten nicht zur Ehe. Die Sitte späten Heiratens hat sich länge bei unserm Volk erhalten und ist, wie es scheint, erst im 13. Jahrhundert abgekommen. Der Landmann sieht kein Unrecht darin, wenn zwei junge Leute miteinander treiben, was in der Ehe geschieht, dafern sie nur die Absicht und die Möglichkeit haben, einander zu heiraten. Zur Ehre unseres Bauernstandes muß gesagt werden, daß ein „Sitzenlassen" des zu Fall gebrachten Mädchens im allgemeinen als Schlechtigkeit gebrandmarkt, das „Nehmenmüssen" hingegen als Gewissens- und Ehrensache angesehen und behandelt wird.

Wenn die junge Schwälmerin herangewachsen ist, schaut sie nach dem Zukünftigen aus. Beim Kehren des Hauses ist er unter dem Tisch oder im Ofenloch zu sehen; aber auch ein gewisser Spruch, der abends an Pauli Bekehrungstag (25. Januar) im Bett gebetet wird, hat die gleiche Wirkung. Der Stand des Zukünftigen wird durch Bleigießen auf Matthäus (24. Februar) erraten. Ob die Vermählung in naher Aussicht steht, kann dadurch ermittelt werden, daß das Mädchen abends an die Tür des Gänse- oder Schaftalles tritt und anklopft: das Lautwerden eines männlichen Individuums gibt die erwünschte Sicherheit. Zu den Liebesorakeln ist ferner der Gebrauch eines bestimmten Kräutchens zu rechnen: findet man es ungesucht, nimmt es unter nackter linker Achsel mit heim, ohne dabei zu sprechen, so zeigt die erste Person anderen Geschlechts, die einem begegnet, mit ihrem Vornamen den Namen des zukünftigen Gatten an. Der Anbeter selbst liebt es, besonders am Abend des Samstages, an dem auf einer Leiter erstiegenen Kammerfenster der Erwählten zu plaudern. Erhebt sich diese von ihrem Lager und erscheint angekleidet am Fenster, so ist das natürlich ein gutes Zeichen. Die Nichtbeachtung des Anklopfens meint den Anbeter, sich zu entfernen, doch pflegt derselbe sich zuweilen zu rächen, indem er die Leiter am Fenster des Mädchens stehen läßt. Unter der reicheren Schwalmbevölkerung spielen bei der Heirat Geld, Gut und Rang die entscheidende Rolle. Der Freiersmann, etwa der Großknecht, der Schäfer oder auch ein Verwandter des Bräutigams, erscheint im besten Putz im Haus der Auserwählten und leitet die Verhandlungen ein, die durch einen Imbiß beschlossen werden. Schinken und Leberwurst deuten auf günstige Annahme des Antrags, die Bewirtung mit Mus oder Käse aber, daß des Freiwerbers Mühe umsonst gewesen ist. Nach etwa 14 Tagen erfolgt als eigentlicher Verlobungsakt der Handschlag. Im Brauthause haben sich eine Anzahl der Verwandten, doch nur männlichen Geschlechts, im Sonntagsstaat eingefunden, der Bräutigam allein trägt die mit Gold verbrämte Pelzmütze. Dieser schleicht sich während des Schmauses zu der Braut und bringt sie in die anstoßende Kammer. Die jetzt eingetretene Stille unterbricht die Rede des Freiwerbers. Geziert mit einigen passenden Erinnerungen an Ereignisse der biblischen Geschichte, unterrichtet der Vortrag die Anwesenden über die Gründe, weshalb man diese festliche Versammlung veranstaltet habe. Zum Schluß stellt der Redner die Frage an den Hausherrn, ob die Braut nicht hier zu finden sei. Der Hausherr bejaht die Frage und wird darauf gebeten, die Braut vorzuführen. Nachdem ein- oder mehrmals eine unrichtige hereingebracht, erscheint endlich die Braut und nimmt neben dem Bräutigam Platz. Während die Burschen und Mädchen des Dorfes auf dem Hofe einen Choral singen und mit Kuchen und Getränk bewirtet werden, nimmt das Verlobungsmahl seinen Fortgang. Der Bräutigam empfängt noch einen silbernen Ring, die Braut entweder den gleichen oder das „Treugeld", ein Päckchen mit Münzen von drei verschiedenen Metallen. Hierbei tritt die alte Auffassung der Ehe als eines Kaufes noch deutlich hervor.

Die Hochzeit findet stets an einem Sonntag statt, nachdem die Angehörigen sowie die gesamte Verwandtschaft beim zweiten Aufgebot vorher sämtlich in der Kirche gewesen sind. Am Hochzeitsmorgen holt der Freiwerber mit den Brautjungfern die Braut aus ihrem Hause ab, und der Zug bewegt sich zur Kirche. Stammt die Braut aus einer anderen Gemeinde, so besteht in manchen Dörfern die Sitte, daß von der Gemarkungsgrenze an berittene Burschen in voller Karriere vor dem Zug einherjagen. Der Sieger bei diesem Wettrennen, d. h. derjenige, welcher zuerst am Hochzeitshause anlangt, erhält eine Flasche Branntwein oder einen mit Bändern gezierten Blumenstrauß. Das Brautpaar trägt beim Gang zur Kirche außer seinem sonstigen reichen Schmuck als bedeutungsvolles Zeichen am linken Arm ein Band zwirn, mit welchem die Hemdchen des Erstgeborenen genäht werden müssen. Der nach der Kirche sich bewegende Zug bietet in einigen Dörfern einen seltsamen Anblick: Voran allein der Bräutigam, hinter ihm die Braut, danach die Schwiegereltern und so fort, alle im Gänsemarsch. Unumgänglich nötig ist es, daß bei der Einlegung die Mütter der beiden Hauptpersonen dicht hinter diesen stehen, so daß nicht der geringste Zwischenraum vorhanden ist; denn niemand darf das Ineinanderlegen der Hände sehen. Daß der Teil des Brautpaars in der Folge zuerst stirbt, welcher, so lange der feierliche Akt dauert, sich im geringsten bewegt, ist eine ausgemachte Sache. Nach der Trauung begibt sich der Zug in das Haus, in welchem das junge Ehepaar wohnen wird, und hier findet der Schmaus statt. Doch ist noch mancherlei Brauch zu beachten, ehe man hinter dem Tische sitzt. Unterwegs stellen sich Gratulanten entgegen und werden mit Geld beschenkt, das die junge Frau unter dem eingesteckten Ohr ihres Schnallenschuhes verborgen hat; der Ehemann benutzt bei dieser Gelegenheit die langen Stiefel als Börse. Die Gratulanten vor der Haustür, das eingeladene Publikum, empfangen dagegen nichts und zwar von Rechts wegen, da diese sich an dem reichlich aufgetragenen Mahle schadlos zu halten vermögen. Vor der Tür angekommen, wirft man für die Armen, die sich eingefunden haben, Flachs hin und bietet dann der jungen Frau ein Glas Branntwein dar. Sie leert es und wirft es rückwärts über die Schulter. Zerschellt es, bedeutet es Glück. Die früher üblichen, oft drei Tage andauernden Schmausereien sind außer Brauch gekommen. Am Schluß nimmt der Ehemann seiner schönern Hälfte den Schmuck ab.

Die Ausstattung der jungen Frau wird in einigen Gemeinden nicht sofort am Vermählungstage, sondern erst einige Wochen später in das neue Heim übergeführt. Als Beförderungsmittel tritt der „Kammerwagen" in sein Recht. Auf dem heimatlichen Hof gepackt, zeigt er oft ein Bild des Ueberflusses und des Prunkes, wodurch der Bauer seinen Reichtum zur Schau stellt. An den Leiterbäumen hängen aufgereiht die neuen, bunt bemalten Weidentörbe, unterhin liegt man Flachs und Leinen, darauf Möbelstücke und Betten, vorn die nie fehlende Wiege, obenauf steht ein völlig zugerichtetes Spinnrad, umgeben von jungen Mädchen im Putz, die eine solche Auszeichnung sich zur besonderen Ehre rechnen. Mit vier auch sechs Pferden bespannt, die vom Sattel aus geführt werden, setzt sich der Wagen in Bewegung. Aber nur der freigesittige Schwälmer wird es unterlassen, dreimal anzufahren, d. h. zweimal treibt man nur die Pferde an, erst zum drittenmal fährt man wirklich ab. Wie in vielen Gegenden, so hat auch der Schwälmer „Kammerwagen" sich durch Geld im Dorf die freie Passage zu erkaufen, die durch vorgehaltene Seile, Bohnenstangen u. dgl. „gehemmt" wird.

Werbung und Hochzeit im westlichen Vogelsberg zeigen ein von der Schwalm in mancherlei Hinsicht verschiedenes Bild. Der junge Mann, der die Auserwählte heimführen will, geht zum ersten Male abends, gewöhnlich im Winter, zu den Eltern der Braut. Kurz darauf kommt die Spinnstuben-Gesellschaft, und zwar die männliche Jugend, die ihre Genossin nicht so ohne weiteres ziehen lassen will. Der Anbeter zeigt sich freigebig, läßt durch seine Auserkorene im Wirtshause Getränke holen. Das wiederholt sich an mehreren Abenden. Ist der Bräutigam sicher, nicht abgewiesen zu werden, so kommt der Tag, an dem er sich das Jawort holt. Gegen Abend erscheint er an der Haustüre der Braut, die Tür ist verschlossen, er pocht an. Von drinnen wird gefragt, wer da sei. Darauf nennt er seinen Namen. Auf die Frage nach seinem Begehr, antwortet er: „Ich will mir eine Magd aufs lange Jahr dingen." Nun öffnet sich die Pforte. Man feiert die erste Hochzeit, d. h. es werden die Ehepaare gemacht, wobei Küche und Keller sich manchmal leistungsfähiger zeigen müssen als am Hochzeitstag. An diesem Abend erscheinen auch die Jugendgenossen und singen das Ehestandslied. Es lautet:

Mir gefällt das Ehestandsleben
Besser als das Klosterziehn.
In das Kloster mag ich nicht,
Ich bin schon zur Eh verpflicht'.

Vater, laß mich heiraten
Und verschaff mir einen Mann.
Der mich küßt und drückt an seine Brust!
Ja zum Heiraten hab ich Lust.

Ach, was wird die Mutter sprechen,
Weil ich sie verlassen will!
Laß sie sprechen, was sie will,
Ich will heiraten in der Still.

Des Nachts, wenn ich zu Bette geh,
Denk ich an meine Not.
Komm und nimm mir meine Pein!
Ich mag nicht mehr ledig sein.

(Sch

Haus, He

Die Geschichte des [illegible] Mittelalter kannte man noch keine [illegible] und damit auch keine Oefen. Damals bediente man sich zum Heizen und auch zum Kochen der Kamine, der offenen Feuerstellen, deren Rauchabzug gleich unter dem Dach mündete und manchmal auch schon von einem feuersicheren Mantel umkleidet war, der aber doch keineswegs als Schornstein betrachtet werden kann. Die Erfindung der Schornsteine scheint aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zu stammen. Um 1300 gab es jedenfalls noch keine Schornsteine; auch auf Bildern jener Zeit tragen die Häuser keine auch nur ähnliche Einrichtungen. Dagegen meldet ein Bericht der Straßburger Stadtchronik, daß bei dem Erdbeben im Jahre 1357 auch viele Schornsteine eingestürzt seien. Im 15. Jahrhundert hatten die Schornsteine dann wohl schon eine bedeutend größere Verbreitung gefunden. So kann man in der Wiener Feuerordnung aus dem Jahre 1454 lesen, daß „Jeder sein Rauchfang keren lassen soll", und daß die Feuerstellen und Rauchfänge regelmäßig kontrolliert werden sollten. In jener Zeit hatte wohl schon jedes Haus seine Schornsteine, wenn auch vermutlich noch in recht primitiver Ausführung, die aber mit der Zeit stetig verbessert wurde, u. a. von Benjamin Franklin, der im Jahre 1758 Bau und Funktion der Schornsteine einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung unterzog. Auf Grund dieser Studien gab er im gleichen Jahre unter dem Titel „Beobachtungen über die Ursachen und die Abhilfe von rauchenden Kaminen" ein sehr lehrreiches Buch heraus, in dem u. a. die Schornsteine auch zur Lüftung und Kühlung der Wohnräume empfohlen werden. Während Deutschland und Frankreich längst ihre Schornsteine besaßen, wurden sie in England erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eingeführt. Die Einführung der Schornsteine hatte natürlich eine wesentliche Verbesserung der Heizungseinrichtungen im Gefolge. Im 15. Jahrhundert tauchen daher die ersten Oefen auf, und zwar gehören zu den ersten deutschen Oefen wahrscheinlich die, die man im Jahre 1423 im Frauenhause zu Koblenz setzte. Manche Forscher setzten die Errichtung der ersten Oefen in Deutschland allerdings auf einen noch früheren Zeitpunkt fest. Im 16. Jahrhundert findet man Zimmeröfen schon häufiger, selbst bei den Armen waren im 16. Jahrhundert bereits kleinere irdene Kachelöfen vielfach im Gebrauch, wogegen bei den Wohlhabenderen gewöhnlich im Wohnzimmer ein großer, häufig sehr schön gearbeiteter und bemalter Kachelofen stand, der der ganzen Familie zur Erwärmung diente. Nur die Reichen hielten noch an den Kaminen nach französischem und italienischem Muster fest. Im Jahre 1559 wurde in Augsburg der Versuch gemacht, sog. Kunst- oder Holzsparöfen einzuführen, die sich aber nicht bewährten und daher bald wieder in Vergessenheit gerieten. Als Feuerungsmaterial diente zu jenen Zeiten fast ausschließlich Holz, da die Entdeckung der Steinkohle erst viel später erfolgte. Außer Holz wurde auch Torf gebrannt, ein Heizmaterial, das im gewissen Sinne auch unsere germanischen Vorfahren benutzten, da Plinius erzählt, daß die am Meere — in der Oldenburger und Bremer Gegend — lebenden Chauten mit den Händen Schlamm zusammentrugen, diesen an der Sonne trockneten und dann anzündeten, um zu kochen oder sich zu erwärmen.

Schläg fir's Bodrettemole

Unser Leser Martin Adam, der Inhaber des Hotels Central in Chillar in Argentinien, sendet uns die nachstehende humorvolle Schilderung aus seiner Schulzeit an der Wolga in wolgadeutscher Mundart. Wer seine Erinnerungen bei uns veröffentlichen will, den laden wir dazu herzlichst ein. Herrn Adam für seinen Artikel freundlichen Dank!

Die Schriftleitung.

Wie ich die sechst Nummer vom „Wolgadeutsche" kriet hun, die vom 15. März, un hun die zwa Alde, den Vetter Peter Klaus aus Balzer un den Vetter Hannes Grimmisch aus Bauer, drin abgebild g'sha, do hun ich je lang betracht un gedenkt: des sein ewwer zwa richtige Wolgabaure. Je länger wie ich je betracht hun, desto besser hun se mir gefalle. Ich hun gedenkt: „Caracoles, die zwa Alde muß ich abmole." Ich hun mich drangemacht un hun se abgemolt. Die schick ich jetzt an die Zeitung und wann der Vetter Zeitungsschreiwer will, kann er se seine Leser weise. (Die Bilder waren sehr gut nachgemalt, leider können wir sie der großen Unkosten wegen nicht veröffentlichen. Vorlage waren die beiden Bauernköpfe in der Nummer des „Wolgadeutschen" vom 15. März, gezeichnet von Walter Boje. Die Red.) Wie ich an den zwa Alde gemolt hun, is mir a Geschichtche eigefalle. 's is jo bißche traurig, ewwer aach g'spaßig.

Wie ich a klaaner Bu war, so vun 10 ewwer 12 Johr, do hun ich geferlich gern gemolt. Do hun ichs viel besser verstanne wie heit. Ich bin fellemol in die Semsker Schul gange. Do hatte mir an Lehrer, der war saubös'. Dem sei größt Vergnüge war, uns arme Deiwel alle Dag recht dorchzubrichla. Die Leit im Dorf hun ehn „der böse Lehrer" gehaaße. Bös worn ich iwwer ehn wie ä Katz uff de Hund. Heit dät so an Lehrer „Prichelpätagog" gehaaße worn. Weil ich ihn nix antua konnt, hun ich ehn zur Strof abgemolt, ewwer net schee wie er war, sonner garstig. Heit mit Glotzaage, morje mit schebbe Baa, iwwermorje mit ner schebbe Nas' usw., ewwer all die Billercher warn ehm ähnlich. Wie mer so ne Billercher heeßt, des wußt ich fellemol noch net, heit fät mer „Karrikatur".

Ich hun amol im Buch gelese: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." Des hat fellemol aach grad uff mich gebaßt. Ich hat' unsern Lehrer mol widder gemolt un hat' ehm paar rechte Glotzaache gemacht. Des hat mei Newerkumrat gesehe und hat laut lache misse, un des hat der Lehrer gehört. Gleich is er gesprunge tumme un hat getrischa: „Tscho tut takoje smeschnoje? Was gibt es da zu lachen?" Ich bin so verschrocke un wollt des Ding verreiße, 's is mir ewwer ausgeglischt un uff die Erd gefalle. Jetzt hats mei Nachwer uffgehowe un hat's dem Lehrer gewwe. Do hat mich der Lehrer am Schlaffitch trjet un hat mich iwwer die Bank geschlaaft, un uff än Stuhl gezoge un mir's Hinnerkwardier so verdrosche, bis es ä Unglück gewwe hat. Do hat er mir noch ämol ä guder Stoß gewwe un do hun ich mich uff mein Platz gesetzt. Des mit meim Unglück is ruchbar worn, un weil der Lehrer auch die annern Kinner so verschlage hot, do hot die G'ma eigewwe, ich man beim Semske-Ratschonist, un do is er fortkumme.

Paar Dag d'nuch hun mir än annern Lehrer kriet, der war ewwer gut. Der war aus Dreispitz un hat Georg Dick gehaaße. Den hat' ich ach gemolt, ewwer arg schee. Hinner mir in de Bank hat ä Bu gesoße, den hat' ich mol gut verkloppt. Deswege war er bös iwwer mich un hat's dem Lehrer gesaat, daß ich ehn gemolt hun. „Lehrer", hat er geruffa, „der Märtin Adam hat ech abgemolt!" Ich mußt dem Lehrer des Bodrett weise. Ewwer der Lehrer hat mich net verprichelt, na, er hat mich gelobt und hat mich gefragt, ob ich'm des Bodrett schenke will statts Andente. „Ja", hun ich gesaat un hun's ehm gewwe. Ferdig.

Tripp, Trapp, Troll

Kindermund. Aennchen hat zuviel gegessen und studiert „Kotzebues Werke". Da kommt das kleine Schwesterchen zur Mutter gelaufen und ruft: „Mama, komm schnell, Aennchen kocht über!" Ein andermal ist Aennchen wieder krank, und der Onkel Doktor kommt und untersucht sie mit dem Hörrohr. Als der heimkehrende Vater fragt, wie es gewesen sei, meint sie: „Es war sehr nett, der Onkel Doktor hat immerzu mit meinem Magen telephoniert". — Lenchen hat in Religionsstunde das sechste Gebot gelernt. Nachts wird ihr übel, und es treten gewisse Symptome auf. Aengstlich fragt sie: „Muttchen, ist das das Ehebrechen?"

Die gute Großmama. Die liebe Weihnachtszeit ist wieder einmal herangekommen, und der kleine fünfjährige Hans, so wird in „Reclams Universum" erzählt, hört aufmerksam zu, wie der etwas ältere Bruder das Weihnachtsevangelium lernt. Bei der Stelle „Und Maria gebar Joseph einen Sohn", fragt er verwundert: „Mutter, was heißt denn „gebar"? Die Mutter definiert sich eine Weile, dann sagt sie: „Schenkte, mein lieber Junge; Maria schenkte Joseph einen Sohn". Bald nach dem Fest fragt ein Onkel den Hans: „Na, hast du viel geschenkt bekommen?" „Oh, sehr viel", jubelt der Kleine, „denk dir nur, Großmama gebar mir einen Kanarienvogel!"

Eine freche Gans. Dieser Tage ereignete sich in Kowno in Litauen auf der Pferdebahn ein Vorfall, der sich zunächst äußerst dramatisch anließ, schließlich aber sehr komisch endete. Eine während der Fahrt aufgesprungene, elegant gekleidete junge Dame versetzte plötzlich einem neben ihr sitzenden älteren Herren zwei schallende Ohrfeigen. Der Herr, der erschrocken aufgesprungen war, stammelte einige Worte, aber die Dame weinte und schrie und schien sich gar nicht beruhigen zu können. Endlich forderte der Bahnschaffner die Dame auf, den Grund für ihre handgreifliche Tat anzugeben. Der ältere Herr erklärte entschieden, er wüßte nicht den Grund. Schließlich erklärte die Dame verschämt, der Herr habe sie ins Bein gekniffen. Dagegen protestierte dieser ganz entschieden und bezeichnete die Beschuldigung als Lüge. Er forderte die Dame auf, mit ihm ins Polizeirevier zu gehen, um dort den Fall klarzustellen. Plötzlich begann eine Dame ebenfalls aufzuschreien. Auch sie behauptete, man habe sie ins Bein gekniffen. Es erhob sich hierauf ein großer Tumult. Ein mitfahrender Polizeibeamter stellte nun Nachforschungen an und entdeckte unter der Bank eine große Gans, die eine Bauersfrau dorthin gelegt hatte. Diese Gans war der Uebeltäter, sie hatte die Damen in die Beine gebissen.

Bildrätsel.

Auflösung des Bildrätsels aus der letzten Nummer. Bild kopfstellen, dann in den Zweigen.

Wo ist das Reh des Einsiedlers?

Das Schicksal der Romanows und der Hohenzollern

Schilderungen aus den Tagen des Zusammenbruchs der beiden mächtigsten Herrscherhäuser Europas

Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Ikoriograf und W. Aufrecht

Das russische Herrscherhaus Romanow

Wer sind die Romanows? — Die letzte Zarenfamilie. — Zarin Alexandra Feodorowna. — Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasja. — Der Zessarewitsch-Thronfolger Alexej. — Die Hofgesellschaft, die Großfürsten, Rasputin. — Nikolai II. als Herrscher. — Nikolai II. während des Krieges und der Revolution. — Die Tragödie von Zekaterinburg. — Nikolai II. und seine deutschen Untertanen.

(2. Fortsetzung.)

Die Kinder des letzten Zarenpaares.

Der schon erwähnte Erzieher des Zessarewitsch Alexej, der Franzose Gilliard, veröffentlicht in seinen Erinnerungen an seine Dienstzeit am Zarenhof auch eine ganze Reihe interessanter Bilder aus dem Leben der Zarenfamilie. Diese Bilder zeigen die Zarentöchter im Kreise auch ganz fremder Leute, z. B. von Bauernfrauen, wogegen der **Zessarewitsch Alexej** meist nur in Gesellschaft seines Vaters, seiner Mutter oder seiner Schwestern ist. Dieser Umstand ist bezeichnend für die vorsorgliche Abschließung Alexejs von der Außenwelt, die soweit ging, daß man ihm nur ungern gestattete, selbst mit den gleichaltrigen Söhnen auch der zuverlässigsten Beamten zu spielen. Seine Eltern und die Hofbeamten bangten unausgesetzt um sein Leben. War das zum Teil auch auf die Furcht zurückzuführen, Alexej, der Thronfolger, könne einem politischen Attentat zum Opfer fallen, so bestand doch die größere Gefahr der körperlichen Verletzung des Zessarewitsch durch Stoßen Zufall oder infolge einer Ungeschicklichkeit des übrigens lebhaften Jungen. Solche Verletzungen, auch die geringfügigsten, mußten aber um jeden Preis vermieden werden, sollte das unheilbare Leiden Alexejs nicht wieder von neuem zum Ausbruch kommen. Der Zessarewitsch litt an Hämophilie, einer Krankheit, bei der die Blutgefäße am ganzen Körper zerreißen, wenn der Körper irgendwo auch nur leicht verletzt wird. Sie überträgt sich von Geschlecht zu Geschlecht durch die Frauen auf die männlichen Nachkommen. Da die Mutter des Zessarewitsch nun eine deutsche Fürstentochter war, entstanden in Rußland auch hierdurch die widerlichsten Legenden über den katastrophalen Einfluß des Deutschtums auf die Geschicke des russischen Staates und Volkes. Und als gelegentlich eines besonders schweren Anfalls, unter denen Alexej von Zeit zu Zeit litt, das falsche Gerücht verbreitet wurde, die Großmutter des Zessarewitsch, Maria Feodorowna, habe ihn durch einen ihrer Agenten absichtlich verwunden lassen, da nahmen deutschfeindliche Kreise die Großmutter in Schutz. Um Alexej vor jeder Zufälligkeit zu bewahren, wurde er Tag und Nacht ununterbrochen abwechselnd von zwei Matrosen der kaiserlichen Yacht (Derewenko und Nagorny) bewacht. Da die Krankheitsanfälle bei ihm eigentümlicherweise fast regelmäßig auch dann auftraten, wenn er dem Volk gezeigt werden mußte er getragen werden, und so entstand die allgemeine Vorstellung, Alexej leide an Knochentuberkulose und könne kaum gehen. Seiner großen Kränklichkeit wegen konnte er im Unterricht keine besonderen Fortschritte machen, der Kränklichkeit wegen auch unterlag er keinerlei Disziplin. Er brauchte nur die Vorschriften der Ärzte zu erfüllen, alles andere wurde ihm, dem Kinde, völlig freigestellt. Nicht nur lebhaft, sondern auch äußerst reizbar, trat er zu seinem Lehrer Gilliard und zu seiner übrigen Umgebung nicht selten in scharfe Opposition, da er sich selbst von der rücksichtsvollsten Erziehungsart geknechtet fühlte. Besonders liebte Alexej es, die ihm auf seinen Spazierfahrten begleitende Geheimpolizei zu schikanieren, indem er deren Automobil auf falsche Fährte bringen ließ. Da niemand ihn und seine Eltern durch ernste Mahnungen reizen wollte, ließ man ihn gewähren, und es ist schwer auszudenken, wie seine etwaige spätere Regierung auf Rußland gewirkt hätte. Seine Würde als Thronfolger, die dem Kinde immer wieder vorgehalten wurde, blieb ihm aber völlig gleichgültig; freilich war er für sein Alter ungenügend entwickelt. Im übrigen soll er, wie Gilliard erzählt, ein für sein Alter leichtgebauter Junge mit weichen Gesichtszügen, hellbraunen Haar und großen grün-grauen Augen gewesen sein. Durch sein abgeschlossenes und ängstlich behütetes Leben war er menschenscheu geworden. Einmal geriet er durch seine eigene Laune, deren er viele hatte, in Aufregung. Entgegen dem vorgefaßten Plan einer Autofahrt durch Moskau ließ er sich durch abgelegene Straßen ohne Polizeischutz fahren. Hier wurde er von dem Volk erkannt, das ihm in großen Massen den Weg versperrte und auf ihn eindrang, um ihn in kritiklöser Verzückung mit den Händen zu berühren. Alexej wurde ganz blaß vor Angst und beruhigte sich erst wieder, als die Polizei das Volk davontrieb. So machte er seinen Erziehern, Eltern, Wächtern und der diensteifrigen Geheimpolizei andauernd Sorgen.

Von seinen vier Schwestern wurde er ewig verhätschelt; sie liebten ihn ebenso stürmisch und herzlich wie die Eltern, und sie taten ihm den Willen. Die älteste, **Olga**, besaß wohl eine ausgesprochene Auffassungsgabe, täuschte später aber die Hoffnungen ihres Lehrers; es mag ihr wohl die richtige Umgebung gefehlt haben, und das Gelernte verblaßte. Sie hatte mehr Sinn für Selbständigkeit und Ueberlegung als ihre Schwestern **Tatjana, Maria und Anastasja**, die alle mehr praktischen Dingen zuneigten und, wie Gilliard sagt, „nie einen besonderen Geschmack für den Unterricht hatten", demgemäß auch wenig lernten. Die schöneren sollen Tatjana und Maria gewesen sein, von denen die erste die Lieblingstochter der Zarin war. Sie war stets um ihre Mutter und verstand es, sich auch in der Gesellschaft vorteilhaft hervorzutun. „Liebes, dickes Mäpschen" wurde die dritte Tochter, Maria, genannt, ihrer starken und etwas plumpen Figur wegen. Sie war aber gutherzig, schön und immer dienstbereit. Die vierte, Anastasja, bezeichnet Gilliard als Wildfang, der zwar immer kreuzfidel, aber auch ein wenig verschlagen war. Sie konnte jeder Sache eine humoristische Seite abgewinnen und vertrieb anderen durch ihren Humor die Grillen. Sie war begabt, aber „sehr faul" und sprach gut französisch.

Alle zusammen waren sie die Freude der Eltern; ihre Mutter betrachteten sie als unfehlbar und wachten bei ihr freiwillig der Reihe nach. Im allgemeinen lebten auch sie sehr zurückgezogen und waren doch über den ihnen zwangsweise auferlegten Gesellschaftsmangel nie unzufrieden. Ihr ganzes Dasein spielte sich im engen Familienkreise ab.

Die Umgebung der Zarenfamilie und besondere Freunde.

Das mächtigste und reichste Herrscherhaus Europas durfte es nach den damaligen Anforderungen jedoch nicht unterlassen, sich auf Hoffestlichkeiten, in den Kirchen, bei Paraden, Einweihungen, Städtebesuchen, in Theatern und auf Konzerten in großem Prunk zu zeigen, auch waren seine Mitglieder gezwungen, die vielen huldigenden Abordnungen der Stände, auswärtige Machthaber und ihre Vertreter standesgemäß zu empfangen. Der Zarenhof ließ es bei solchen Anlässen denn auch nicht fehlen sowohl was den Luxus an Kleidung und Schmuck als auch an Speisen, Getränken und Bedienung anbelangte. Wie Licht Motten anzieht, so sammelten sich um den Zarenhof und um die Familie selbst zahlreiche Personen, Gruppen und Grüppchen, die sich alle gern, von der Machtfülle angelockt, direkt oder indirekt an den Staatsgeschäften beteiligt hätten. Vielen, und — wie man heute sieht — gewiß nicht den besten, ist das auch gelungen.

Schon in der kaiserlichen Familie selbst bestanden verschiedene, sich anfeindende Strömungen, die ihren Ursprung weniger in politischen Meinungsverschiedenheiten hatten, als in verwandtschaftlichen Reibereien und zum Teil rein selbstsüchtigen Zielen der einen oder andern. Es verhält sich naturgemäß auch an Kaiserhöfen hierin nicht anders als in der dichtesten Volksmitte. Hierauf näher einzugehen, erlaubt der Raum nicht. Solche Familienzustände werden von politischen Intriganten und Ehrgeizlingen stets ausgenutzt; so war es auch am Zarenhof, an dessen Spitze ja der leicht beeinflußbare und so oft unentschlossene, ja wankelmütige und veränderliche Zar Nikolai II. stand. In großen Umrissen sind an seinem Hof drei besonders mächtige Strömungen zu vermerken: der Anhang der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, der Anhang der Zarin Alexandra Feodorowna und schließlich die Strömung derjenigen, die sich von der direkten Beeinflussung des Zaren und damit des Staatslebens am meisten versprachen.

Hinter der Kaiserin-Witwe standen in der Hauptsache die deutschfeindlichen Kreise, hinter der Zarin Alexandra diejenigen, die durch sie den Zaren beeinflussen wollten und beeinflußten. Zu ihnen gehört der vielgenannte „Starez" Rasputin.

Die Hohenzollern

Wilhelm II. als Herrscher.

Von allen Königen und Kaisern, die das letzte halbe Jahrhundert in Europa regiert haben, ist zweifelsohne Wilhelm II. derjenige gewesen, der nach außen hin diese Rolle am besten vertrat. Er ist in diesem Punkte das gerade Gegenteil gewesen von seinem Kollegen, dem König August von Sachsen, dem, besonders wenn er einen guten Tropfen — zuviel getrunken hatte, was gar nicht so selten vorkam, der königliche Nimbus ganz egal war.

Wilhelm II. dagegen legte großen Wert darauf. Er hatte Tausende von Anzügen und Uniformen, Hunderte von Orden und Auszeichnungen und oft wechselte er an einem Tage die Kleidung 6 bis 8, ja 10 mal. Bei den Festen oder Frühstücken, die ihm zu Ehren von den Regimentern und den Offizierkorps gegeben wurden, mußte es mit Prunk hergehen. Er war auch ein leidenschaftlicher Jäger und umgab sich mit einem großen Hofstaat und wollte überall, sei es auch auf welchem Gebiete immer, Führer und Anreger sein.

Dazu reichte aber weder sein Wissen noch seine Veranlagung aus. Die Folge davon war eine große Unsicherheit in seiner Politik und häufige Kursänderungen. Es soll ihm dabei nicht der gute Wille bestritten werden. Er mag und hat sicher alles getan in der festen Ueberzeugung, damit seinem Lande zu helfen und, wie es in der ersten Thronrede heißt, alles zu tun, um des Reiches Macht und Glanz nach innen und außen zu fördern. Daß die Kritiklosigkeit, ja die Anhimmelung, die er bei seiner Umgebung erfuhr, dieses Zurückdrängen jeder offenen und wahren Meinung daran mit Schuld tragen, ist schon einmal an anderer Stelle gesagt worden. Und es ist tief bedauerlich, wenn eine ganze Zahl von Männern seiner Umgebung erst jetzt nach dem Sturz des Kaisers ihre wahre Ansicht und ihr unverblümtes Nichtverstehen vieler seiner Handlungen eingestehen, während sie zu den Zeiten, da diese Erkenntnis in Taten oder Worte umzusetzen not tat, schwiegen, sich beugten und im Gegenteil noch Verehrung und Hochachtung bezeugten. Man kann also nicht nur den Kaiser anklagen, sondern muß auch diejenigen zur Verantwortung ziehen, die nach eigenem — und heute mit welchem Stolz gemachten! — Eingeständnis seine Fehler kannten und — duldeten. Es wird von vielen behauptet, daß es überhaupt die Gefahr jedes starken, durch Volksregierungen (Parlamente) nicht genügend kontrollierten Monarchismus ist, die Gefahr des Byzantinismus, d. h. der Schönfärberei aller Dinge in dem Lichte, in dem es der Monarch zu sehen wünscht, und die kritiklose Hinnahme jeder kaiserlichen Handlung, in sich zu tragen. Die Tatsachen, die nach dem Zusammenbruch der drei großen, noch reichlich selbständigen Monarchien, der Romanows, Hohenzollern und Habsburger bekannt geworden sind, scheinen allerdings diese Behauptung zu bestätigen.

Die Handlungen Wilhelms II. entsprangen zum großen Teil seiner überspannten Ansicht von der Göttlichkeit seines Berufes und seiner Sendungen. Er hat in manchen seiner zahlreichen — und für Deutschland leider nur allzu verhängnisvollen — Reden das Gottesgnadentum in ganz bedenklicher Weise zum Ausdruck gebracht.

Als Wilhelm II. zur Regierung gekommen war und mit seinen Ministern die erste Zusammenkunft hatte, sagte der alte, sonst so schweigsame und zurückhaltende Moltke zu den anderen Ministern beim Verlassen des Schlosses: „Der junge Herr wird uns noch viel zu schaffen machen". Und so geschah es in der Tat. Als seine erste Aufgabe sah es der junge Kaiser an, die bereits von seinem Großvater begonnene soziale Gesetzgebung auszubauen und zu vervollständigen. Er wollte mit den Arbeitern zusammengehen und nicht gegen sie kämpfen. Aber die Arbeiterschaft, das sei ebenfalls ausdrücklich betont, ließ es an dem erwarteten Dank und der Begeisterung für die kaiserlichen Arbeiten fehlen. Im Gegenteil, sie kämpfte weiter und höhnte die sozialen Gesetze, die trotz all ihrer Mängel ein bedeutender Fortschritt waren. Veranlassend hierzu mag allerdings — und das ist bei fast allen kaiserlichen Handlungen mit einer der Gründe ihres Fehlschlagens gewesen — die Art ihrer Gewährung, die Dank forderte, gewesen sein. Es kommt, wenn man schon Geschenke machen will anstatt nur den Erfordernissen der Zeit gerecht zu werden, schon darauf an, wie man sie macht. Das Vorgehen des Kaisers in der Frage der sozialen Gesetze führte auch zu dem bekannten Bruch mit Bismarck, der dessen Entlassung herbeiführte. Diese Entlassung nahm der Kaiser in einer Art vor, die diesem größten deutschen Staatsmann gegenüber von einer besonderen Unhöflichkeit war. Er bewies dabei allerdings nur etwas, was er bei unzähligen anderen Malen hohen und höchsten Würdenträgern, ja anderen deutschen Fürsten gegenüber wiederholt zeigte, seine ungeheure Taktlosigkeit, ja Roheit und Rücksichtslosigkeit gegen die Gefühle und Empfindungen anderer. Zahllose und fast unglaubliche Beispiele könnten hierfür angeführt werden, die von Hofmarschällen und Ministern des Kaisers vielfach erst heute der Welt mitgeteilt werden.

Nach dem ersten Mißerfolg der neuen Aera folgten andere sowohl auf innen- als außenpolitischem Gebiet, hervorgerufen durch die mangelnde Ausdauer des Kaisers, der bei dem kleinsten Fehlschlag von der Sache nichts mehr wissen wollte und nun gerade am entgegengesetzten Ende anfing. So entfand seine Zickzackpolitik, die besonders schlau sein sollte, aber in Wirklichkeit Deutschland den Ruf der Unchrlichkeit und Verschlagenheit brachte und seinen Feinden den besten Agitationsstoff lieferte.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die einzelnen Regierungshandlungen Wilhelms II. zu charakterisieren. Wenn man von Wilhelm II. als Herrscher spricht, darf man aber nicht vergessen, daß er in erster Linie Soldat war, wenn er auch hier nicht über die genügenden Qualitäten verfügte. Denn er verlor in den Manövern jedesmal alle Schlachten — wenn die den „Feind" führenden Generale nicht Rücksicht auf ihn nahmen. Es ist bei einem Manöver, bei dem Hindenburg die den Feind markierenden Truppen führte, einmal vorgekommen, daß die ganze kaiserliche Heeresleitung gefangen genommen wurde. Hindenburg hat diesen Mut damals mit seiner Entlassung „büßen" müssen! Im großen und ganzen kann aber gesagt werden, daß dem Kaiser von militärischer Seite, zumindest über militärische Dinge, entsprechende Kritik geboten wurde — und er sich dieser Kritik unterwarf und auf militärischem Gebiet duldete, daß stärkere Köpfe und Naturen neben ihm standen. So erfuhr die deutsche Armee unter seiner Regierung eine besondere Ausdehnung und aber auch, was das schlimme an der Sache war, eine besonders überhobene Stellung. Der Soldat war mehr als Zivilist. Und „der vornehmste Umgang für den Soldaten ist der Soldat und nicht das Zivil", wie der Kaiser selber sagte. Von seinen vielen rednerischen Entgleisungen erscheinen uns heute diejenigen, die auf militärische Dinge anspielen, am unglaublichsten. Ein paar Beispiele, gang wahllos aus der Fülle herausgegriffen, mögen das beweisen.

In diesen Aeußerungen fällt die bei Wilhelm II. stärker als bei irgend einem anderen Monarchen seiner Zeit vorhandene dynastische Auffassung von der Armee und dem Reich auf. Er sprach und sprach nur von Seinem Heer, von Seinem Reich und behandelte beides in seinen Reden so, als ob es sich um seinen Besitz handelte. Den hohen Begriff des deutschen Volkes legte er sich besonders aus; dieses Nichtverstehen oder Nichtverstehenwollen ging so weit, daß die bereits von Bismarck geplante Inschrift an der Front des Reichstages „Dem deutschen Volke" erst im dritten Jahre des Weltkrieges angebracht werden durfte. Sehr stark kommt diese Auffassung in folgendem Satz zum Ausdruck: „Ihr habt den Beruf, Mich und Mein Reich gegen äußere und innere Feinde zu beschützen... Der Soldat soll nicht seinen Willen haben, sondern ihr sollt alle einen Willen haben und der ist Mein Wille; es gibt nur ein Gesetz und das ist Mein Gesetz." (1893). Und geradezu ungeheuerlich erscheinen uns die Worte, die er 1901 zur Berliner Garnison sprach, wo er die große und nationale Volkserhebung von 1848, die ein einiges deutsches Reich und Volk schaffen wollte und die seinem Ahnen die deutsche Kaiserkrone anbot (die dieser allerdings als „Schweinekrone" bezeichnete, weil sie ihm vom Volk und nicht von den Fürsten übertragen wurde und daher ablehnte), aufs häßlichste verleumdete.

Das dauernde Säbelrasseln und die bramarbasierenden Tischreden führten dahin, den Kaiser und mit ihm Deutschland als kriegslüstern und angriffslustig hinzustellen. In Wirklichkeit hat weder die Masse des deutschen Volkes noch der Kaiser selbst nach einem Kriege verlangt. Und als 1913 unter prächtigen Festlichkeiten das 25jährige Jubiläum der Regierung Wilhelms II. gefeiert wurde, da erhielt er nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt den Beinamen der „Friedenskaiser". Selbst die Franzosen wagten es damals nicht, das Gegenteil zu behaupten. Und erst während und nach dem Kriege hat man in der Welt die abscheuliche Lüge von der Kriegslust Deutschlands verbreitet und auf dieser Lüge den Versailler Vertrag aufgebaut.

Ein Lieblingsgedanke des Kaisers war der Aufbau der deutschen Flotte. Sie ist im wesentlichen seiner Anregung und Energie zu verdanken. Und er prägte das Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Ob Deutschland eine solche Kriegsflotte nötig hatte — sie war nächst Englands Flotte die stärkste der Welt — oder ob durch sie nicht nur der Gegensatz zu England verschärft wurde und auf Grund Englands immerhin beträchtlicher Ueberlegenheit die Flotte nicht zur Untätigkeit verdammt wäre, das waren die durch die Ereignisse des Weltkrieges nur allzu gerechtfertigten Bedenken seiner Gegner. Und es ist wieder eine Tragik in dem Leben dieses Mannes, daß von der Flotte, seiner ureigensten Schöpfung, der Funke der Revolution von 1918 ausging und daß es Matrosen waren, die als erste die Autorität und die Einrichtungen der Monarchie zerschlugen. (Fortsetzung folgt.)

Schule und Leben

Freiluft-Gefängnisse. Mit einem Gefängnis verbinden wir ganz selbstverständlich die Vorstellung einer Einkerkerung in fest verschlossenen und ummauerten Häusern, und so dünkt uns das „Freiluft-Gefängnis" wie ein Widerspruch in sich. Trotzdem gibt es aber solche Gefängnisse, und man hat in Holland mit ihnen jetzt die besten Erfahrungen gemacht, wie ein Bericht von Dr. Rademaker beweist, den er auf dem holländischen Frauenkongreß im Haag erstattete. Schon während des Krieges hat man in Holland ein Freiluft-Gefängnis eingerichtet, das sich aber nicht bewährte. Darauf unternahm der Justizminister einen zweiten Versuch, und im Januar dieses Jahres wurden 60 Verbrecher nach dem holländischen Ort Veenhuizen gebracht, um dort in freier Luft ihre Strafen abzubüßen. Die Ergebnisse waren diesmal sehr ermutigend. Die Gefangenen erhielten die Aufgabe, 12 Hektar Heide- und Moorland in Kulturland umzuwandeln, und sie haben sich bei dieser Arbeit sehr fleißig gezeigt. Sie werden nicht durch Wärter oder irgendwelche Gefängnisbeamte beaufsichtigt. Sie sind in Truppe geteilt, von denen jeder aus wenigen Leuten besteht. An der Spitze jedes Trupps steht ein freiwilliger Arbeiter, der keine Strafe verbüßt, aber mit ihnen zusammen arbeitet. Wer unter diesen Bedingungen fliehen will, hat es nicht schwer, aber keiner der Gefangenen hat bisher daran gedacht. Im allgemeinen sind die Verhältnisse in dem Freiluft-Gefängnis von Veenhuizen viel günstiger als in den gewöhnlichen Gefängnissen, und die holländische Regierung beabsichtigt daher, mehrere Gefängnisse derselben Art zu errichten und allmählich das Zellensystem vollkommen aufzugeben und durch ein Gemeinschaftsleben der Gefangenen im Freien ohne sichtbare Beaufsichtigung zu ersetzen.

O. E. **Die Proletarisierung der russischen Hochschulen** ist das heiß erstrebte Ziel der russischen Unterrichtsverwaltung gewesen. Sie scheint es nunmehr erreicht zu haben. Für die künftige Aufnahme in die Hochschulen waren im letzten Sommer besonders strenge Regeln nach sozialen und politischen Gesichtspunkten veröffentlicht worden. Die Bittsteller wurden u. a. in 19 Gruppen eingeteilt. Die ersten Gruppen bildeten die Mitglieder der Russischen Kommunistischen Partei und des Kommunistischen Jugendverbandes, dann folgten die Absolventen der sogen. Arbeiterfakultäten, die fast ausschließlich von Arbeitern und Bauern besucht werden dürfen. Dann folgten die Kinder von Handwerkern, Kaufleuten, in letzter Linie die Kinder von Edelleuten und Geistlichen. Allerdings ist den Kindern von Hochschullehrern eine Vorzugsstellung eingeräumt. Da der Andrang in diesem Jahr besonders groß war, kamen die letzten Gruppen fast gar nicht in Betracht. Neben dieser Gruppierung vom Klassenstandpunkt aus wurde noch ein anderes wirksames Mittel angewandt. Alle Kandidaten mußten sich einer Prüfung unterwerfen, bei der sie nicht nur in Russisch, Geschichte, Mathematik und Physik geprüft wurden, sondern auch im politischen ABC. Unter diesem Ausdruck versteht man in Rußland außer den Grundzügen des Marxismus und der Sowjetkonstitution auch die aktuelle Politik der Regierung. Es ist klar, daß dieses aferlose Fragengebiet die Möglichkeit gab, unerwünschte Elemente abzustoßen. So ist der Erfolg der Aufnahmepolitik der, daß es unter den Studenten der russischen Hochschulen nur sehr wenige gibt, die den gebildeten Gesellschaftsklassen angehören, und es läßt sich denken, welchen tiefgreifenden Einfluß dies auf den gesamten Charakter der Hochschulen und die Ergebnisse des Studiums ausüben muß. Zugleich mag man die schwere und traurige Lage der Jugend aus den gebildeten Ständen ermessen, der trotz aller Anstrengungen und Opfer die Pforten der Hochschulen verschlossen bleiben.

Die Sowjetregierung als Verlag. Der russische Staatsverlag hat von Anfang 1923 bis zum 1. Oktober insgesamt 1514 Werke in fast 21 Millionen Exemplaren gedruckt, davon 14 Millionen Schulbücher. Die übrigen Ausgaben sind zumeist umfangreiche volkswirtschaftliche Werke, darunter die Gesamtausgaben der Schriften der Marxisten.